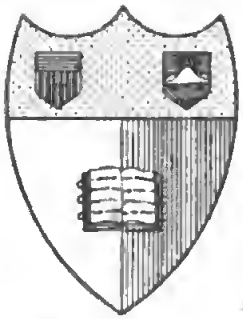


Verlegt bei Strecker und Schröder
Stuttgart

PN
6253
W64



Cornell University Library
Ithaca, New York

BOUGHT WITH THE INCOME OF THE

SAGE ENDOWMENT FUND

THE GIFT OF

HENRY W. SAGE

1891

NOV 30 '40

DATE DUE

NOV 29 1953 AT

Cornell University Library
PN 6253.W64
Welscher Witz:
3 1924 027 239 452

WELSCHER WITZ
EIN FRANZOSENSPIEGEL

ALLE RECHTE VORBEHALTEN

COPYRIGHT 1914 BY
STRECKER & SCHRÖDER
STUTTGART



Ehemanns Bürde

Flugblatt aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts

Digitized by Google

SCHRIFTEN

WIELAND

VERLEGT BEI
KARL SCHRÖDER
STUTTGART
1911



WELSCHER WITZ

Ein Franzoſenſpiegel
in Anekdoten
aus dem 16. bis 19. Jahrhundert

Von

ERNEST WIELAND

Mit acht Bildern und einer Umſchlagzeichnung von
GAVARNI

VERLEGT BEI
STRECKER & SCHRÖDER
STUTTGART
1914

A 461659

DRUCK VON STRECKER & SCHRÖDER IN STUTTGART

Digitized by Google

I N H A L T

Aus der Zeit von Henri IV und Louis XIII . . . Seite 1
Unter dem Sonnenkönig . . . . . „ 39
Unter dem Regenten und Louis XV . . . . . „ 63
Louis XVI und die Revolution . . . . . „ 109
Vom erſten bis zum zweiten Kaiſerreich . . . . . „ 127

VERZEICHNIS DER TAFELN

Ehemanns Bürde . . . . . Titelbild
Die Friſur des Ehemanns . . . . . zwiſchen Seite 24 und 25
Advokaten . . . . . „ „ 56 „ 57
Das Licht des Jahrhunderts . . . . „ „ 80 „ 81
Der Beichtſtuhl . . . . . „ „ 96 „ 97
Merveilleuses . . . . . „ „ 112 „ 113
»Wie ich ihm ähnlich bin!« . . . . „ „ 128 „ 129
Louis Philippe . . . . . „ „ 136 „ 137

VORWORT

Den Franzoſen gehört das Wort *esprit* und ihre Sprache heißt *la langue de la clarté*. Dieſe beiden Begriffe aber ſind auch die Weſensmerkmale des Epigramms, des Bonmot, der Anekdote, und in der Tat ſind dieſe Formen der Äußerung in Frankreich wie in keinem andern Lande zur Geltung und Vollendung gekommen. Welſcher Witz iſt von je berühmt geweſen. Und welſcher Witz — nicht nur als ergötzliches Spiel überlegenen Geiſtes, ſondern weiter und höher als savoir vivre und, nicht zum geringſten, als savoir mourir — ſei der hauptſächliche Inhalt und Sinn dieſes Buches, in dem, nebenbei, die Anekdote ihre ganze Grazie und ihre ganze Schärfe nach der Möglichkeit unſerer Sprache behalten, in dem ſie als literariſche Kunſtform beſtehen ſoll.

Wir glauben mit jener Zurückhaltung verfahren zu ſein, die der gute Geſchmack in allen Dingen, nicht aber Engherzigkeit und Heuchelei, gebietet. Wer dürfte beim Porträt einer Perſönlichkeit oder einer Zeit den frivolen Zug im Antlitz unterdrücken, einen Zug, der bei dieſem in allen Dingen teils erſtaunlich, teils erſchrecklich leicht fertigen Volke ſo weſentlich iſt? Mancher welſche Witz iſt ebenſo frevelhaft als er geiſtvoll iſt, und es hängt ganz von der Befangenheit oder Überlegenheit, von der Selbſtändigkeit und Reife des Leſers ab, ob er ſolchen Witz — ganz unbeſchadet ſeiner ethiſchen Stellungnahme — geiſtig genießen kann oder nicht. Stets aber wird ihm, dafür bürgen wir, ein objektiver Wert bleiben: das kulturhiſtoriſche Moment, das blitzartig eine ganze Epoche, eine ganze Geſellſchaftsgruppe beleuchtet. Denn darin liegt die zweite, nicht minder weſentliche Abſicht und Bedeutung des Buches.

In den hier geſammelten Ausſprüchen von Menſchen über Menſchen ſpiegeln ſich wiederum Menſchen, Kinder ihrer Zeit, ſei es, daß ſie — je nach ihrer Stärke — ihrer Zeit das Gepräge gaben oder dieſes von ihr empfingen. Das ergibt für Leute von Phantaſie und hiſtoriſchem Sinn die anſchaulichſte Kulturgeſchichte und die wahrſte: denn ſie wird nicht durch die immer währende Unſicherheit der Tatſachen beeinträchtigt, ihr iſt die poetiſche Wahrheit mehr und alles, die Dichtung iſt philoſophiſcher als die Geſchichte. Es wäre darum falſch, der Anekdote auf den tatſächlichen Grund gehen und ſie nach dieſem Befunde für wahr erklären oder als unwahr verwerfen zu wollen: eine Anekdote iſt wahr, wenn ſie vermocht hat, ſich aufrecht zu erhalten. Und mit mehr Recht als Fontenelle die Geſchichte eine fable convenue geheißen, nennen wir die fable convenue Geſchichte. Eine Geſchichte freilich, die dadurch einſeitig bleiben muß, daß der Witz vor allem an den Schwächen der Menſchen ſeine Übung findet. Doch welche Art von Geſchichte iſt allſeitig und auf keinerlei Ergänzung angewieſen?

Wir ergehen uns in dieſem Buch an verſchiedenen, ganz zufälligen Tagen des 16., 17., 18. und 19. Jahrhunderts in den Straßen von Paris und in der Provinz, verweilen bei dem, was uns eben zuſtößt, belauſchen den, der eben des Weges kommt, und ermüden uns nicht damit, den hiſtoriſchen Ereigniſſen und berühmten Perſönlichkeiten nachzujagen. Im Zufall des Alltags enthüllt ſich uns der Charakter der Zeiten.

Meudon, im Jänner 1914

E R N E S T W I E L A N D

AUS DER ZEIT VON HENRI IV UND LOUIS XIII

Als Henri IV noch König von Navarra und Herzog von Albret war, reſidierte er in Nérac, einem Städtchen der Gascogne. Er lebte als ſchlichter Edelmann und kehrte, wenn er in den Landen jagte, die reich waren an Wildbret aller Art, oft abſeits von ſeinem Gefolge bei irgend einem Berret ein. ‹Berrets nennt man die Bauern von Béarn, nach einer Leinenmütze beſonderer Art, die nur ſie zu tragen pflegen.› Sobald die Leute ſeiner anſichtig wurden, liefen ſie ihm entgegen: »Eh! bon jour, mon Henri, bon jour, mon Henri!«, nahmen ihn bei der Hand und führten ihn in ihre Hütten, um ihn mit Wein und Käſe zu bewirten.

Ein ſolcher Berret nun, dem Henri ſehr gewogen geweſen, kam nach Paris, um ihn als König zu beſuchen. Er begab ſich in den Louvre und gelangte in die Nähe des Fürſten, der von ſeinem Gefolge umgeben war. Henri bemerkte den Mann wohl, bei dem er es ſo oft ſich hatte ſchmecken laſſen, aber er tat, als ſehe er den Bauern nicht, ſo ſehr dieſer ſich bemerklich zu machen ſuchte. Endlich zog er ſich in ein Gemach zurück, ließ den Béarner kommen und fragte ihn, ob er ſich freue, ihn hier in königlicher Würde wiederzuſehen.

»Wahrlich ja,« antwortete der Landmann, »was mich einzig ärgert, iſt, daß Ihr mir ein wenig ſtolz geworden zu ſein ſcheinet.«

Vor Henri trat, als er durch ein Städtchen kam, eine Abordnung der Bürgerſchaft, um ihm ein Anliegen vorzutragen.

Als nun der erſte ſeine Rede eben angefangen hatte, begann ein Eſel, der etliche zwanzig Schritte weiter ſtand, mächtig zu ſchreien. »Aber, Meſſieurs,« ſagte da der König und lachte, »einer nach dem andern, wenn's beliebt! ich verſtehe nicht.«

Der Bauer aber, dem der Eſel gehörte, ſchlug auf das ſtörriſche Tier ein, und gleich trat ein Höfling dazwiſchen. Nun zog der Bauer den Hut vor ſeinem Grautier und ſprach: »Verzeiht, Herr Eſel, ich wußte nicht, daß Ihr hierzulande ſo gute Freunde habet.«

Madame de Simier, die an Henri III gewöhnt war, ſagte, nachdem ſie Henri IV vorgeſtellt worden war: »Ich habe den König geſehen, aber nicht Seine Majeſtät.«

Das Ausſehen des Königs war nicht das vorteilhafteſte.

Der König jagte einmal im Vendôme. Er verlor ſein Gefolge und traf auf einen Bauern, der unter einem Baume ſaß.

»Was machſt du da?« ſprach er ihn an.

»Meiner Six, Monſieur, ich ſitze da, um den König vorbeikommen zu ſehen.«

»Wenn du hinter mich auf mein Pferd ſitzen willſt,« ſagte nun Henri IV, »führe ich dich wo hin, wo du ihn nach Herzensluſt betrachten kannſt.« Der Bauer ſitzt auf, und ſo unter Weges fragt er, wie er den König erkennen könne.

»Du brauchſt nur darauf zu achten, welcher ſeinen Hut aufbehalten wird, während all die andern entblößten Hauptes ſein werden.«

Henri ſtößt wieder zu der Jagd, und alle die Herren grüßen ihn tief. »He,« ſagt er zu dem Landmann, »welcher iſt nun der König?«

»Meiner Six, Monſieur«, erwidert der Bauer, »entweder ſeid Ihr's, oder bin ich's, denn außer uns zwei hat keiner den Hut auf dem Kopfe.«

Der Chevalier Paris de Lorraine, Bruder des Herzogs de Guiſe, beichtete einmal, er liebe eine Frau ſündhaft. Der Beichtiger, ein Jeſuit, wollte ihm die Abſolution nur gegen das Verſprechen erteilen, daß er die Dame aufgebe. »Das werde ich nicht tun«, erklärte der Chevalier. Und da er hartnäckig dabei blieb, fing der gute Pater an, recht kräftig zu beten und den lieben Gott laut zu beſchwören, daß er dieſe Verſtockung löſen und die ſündhafte Liebe aus dem Herzen des Prinzen reißen möge, und betete mit ſolcher Inbrunſt, daß der Chevalier — er war faſt noch ein Knabe — ihn am Kleide zupfte und flehte: »Mein Vater, mein Vater, betet nicht ſo heiß, ich habe Angſt, Gott könne Euch erhören.«

Der Marſchall de Coſſé hatte folgendes Argument gegen die Hugenottenverfolgung: »Iſt Gott in der Hoſtie, ſo werden

ihn die Hugenotten nicht daraus vertreiben, iſt er nicht drin, ſo bringen wir ihn auch nicht hinein.«

Der Konnetabel de Luynes ſchwor, als er in den Krieg gegen die Hugenotten zog, wenn er zurückkomme, werde er ſich dem Studium der Kriegskunſt widmen.

In den Hugenottenkriegen begegnete ein Soldat, mit Namen Dufour, drei Jeſuiten, hoch zu Roß. Er hielt ſie an und fragte, wer ſie ſeien.

»Wir ſind von der Geſellſchaft Jeſu«, ſagten ſie.

Er aber: »Jeſus? war ein tüchtiger Hauptmann, jedoch vom Fußvolk! — Herunter, liebe Väter!«

Er konnte ihre Pferde brauchen.

Ein Bauer ward von einem Haufen Soldaten auf der Landſtraße aufgefangen, geprügelt und ſeines Beutels ſowie Mantels entledigt. Er beſchwerte ſich bei einem nachkommenden Hauptmann.

»Sag' an, mein Freund,« fragte dieſer, »hatteſt du, als die Soldaten dich erleichterten, dieſen Kittel da am Leib?«

»Jawohl, Monſieur«, antwortete der Bauer.

Da lachte der Kriegsmann und ſprach: »Dann waren es nicht meine Leute, denn die hätten dir nur das Hemd gelaſſen.«

Digitized by Google

Einmal ſtieß der König in den Gemächern des Louvre auf einen Menſchen, der ihm unbekannt war und nicht eben Vertrauen erweckend ausſah. Er fragte ihn, wem er gehöre, in der Meinung, er ſei im Gefolge irgend eines Herrn.

»Ich gehöre mir!« ſprach der Unbekannte, ſtolzen und wenig ehrerbietigen Tones.

»Mein Freund,« verſetzte ihm der Fürſt, »ſo habt Ihr einen albernen Herrn.« Und kehrte den Rücken.

Ein ſpaniſcher Kavalier, der in Frankreich reiſte, kam in der Nacht an ein Wirtshaus, das in tiefem Schlafe lag. Er pochte wiederholt an die Tür, aber nichts wollte ſich rühren. Da ſchlug er heftig Lärm, bis endlich der Wirt mit ſeiner Zipfelmütze am Fenſter erſchien. »Wer da!« rief er herab.

»Wer da? — Don José Juan Pedro Fernandez, Rodrigo von Villa Novo, Conde von Malafa, Cavallero von Santiago und Alcantara . . .«

»So viele Zimmer haben wir gar nicht«, brummte der Wirt und ſchlug den Laden zu.

Ein kleiner Karmeliter verglich auf dem Predigtſtuhl die Brüſte der Königin Margarete mit denen der heiligen Jungfrau — und empfing dafür fünfzig gute Piſtolen.

Ein Mönchlein kam hinter den Boccaccio und obwohl er fromm war, gefielen ihm die Novellen recht gut.

»Wollte Gott«, meinte er, »und mein Brevier wäre auch ſo luſtig!«

Mit der Reliquie der heiligen Genoveva machten ſie einmal eine Bittprozeſſion, um gut Wetter, Sonne und Trockenheit zu erlangen. Kaum waren ſie unter Wegs, fing es wieder zu ſchütten an.

»Die Heilige hat uns falſch verſtanden: ſie meint, wir wollten Regen!« parierte der Biſchof von Caſtres.

Bei einer andern Prozeſſion, die durch Weinberge ging und die Lenzfröſte abwenden ſollte, trug ein Bauer das Kreuz voran. Als man an ſeinem Weinberge vorbeikam, brach er zur Prob ein Auge aus, und ſiehe da: es war bereits erfroren. »Trag's, wer will!« ſagte er und ſtellte das Kreuz bei Seite.

Ein anderer trug den Heiland weiter, und ein Bauersweib, das dahinter ging, mahnte gläubigen Ernſtes: »Heb' ihn nur hoch, daß er auch ſieht, was er angerichtet hat!«

Henri IV unterhielt ſich einmal mit einem Winzer aus Blois. Zu guter Letzt, da ihn der Mann nicht erkannt hatte, fragte er ihn, wie viel er des Tages verdiene.

»Vier Sous.«

»Und was machſt du mit dem Geld?«

«Vier Teile.«

»Und wie verwendeſt du ſie, dieſe vier Teile?«

»Vom erſten ernähre ich mich, mit dem zweiten zahle ich Schulden, den dritten lege ich an, und den vierten, den werf' ich ins Waſſer.«

»Das iſt ein Rätſel.«

»Nun, vom erſten Viertel meines Lohnes, das verſteht Ihr doch, zehre ich, das zweite dient dazu, meinen Vater und meine Mutter zu ernähren, wie ſie mich ernährt haben, mit dem dritten ziehe ich meine Kinder auf, die mir einmal gleichermaßen das Leben friſten werden, nun, und der vierte gehört meinem König, der nichts oder faſt nichts davon bekommt, — er iſt für ihn ſo wie für mich verloren.«

Einer vom Dritten Stand ſollte eine Anſprache an den König halten. Er ließ ſich auf das Knie nieder, traf aber auf einen ſpitzen Stein, daß es ihm entfuhr: »Verdammt!«

»Laßt gut ſein!« rief Henri IV lachend und winkte ihm ab, »was wolltet Ihr auch noch Beſſeres ſagen.«

Eine Frau von Rang wallfahrte nach Chartres, um geſegneten Leibes zu werden. Ein einfältiges Weib, das des Weges kam, ſprach ſie an: »Kehret nur wieder um, Madame: der hochwürdige Herr Pater iſt geſtern geſtorben.«

Ein Mönch ſollte mit ſeinen Brüdern in die Kirche. »Wer geht denn mit?« fragte er. — »Alle!« ſagten ſie. — »Alſo bedarf es meiner nicht«, entſchied er und blieb liegen.

Das nächſte Mal ſagten ſie, das Sanktiſſimum ſei ganz verwaiſt, es ſei kein Menſch im Chor. Und er erwiderte: »Allein mag ich auch nicht.«

Der Konnetabel Montmorency wollte im Kapuzinerhabit begraben werden. Ein Edelmann namens Mondragon ſagte zu ihm: »Meiner Treu, das macht Ihr ſchlau: denn wenn Ihr Euch nicht wohl verkappt, kommet Ihr nie ins Paradies hinein.«

Henri IV wollte einem ſpaniſchen Geſandten ſeine drei Miniſter vorführen, Villeroi, den Präſidenten Jeannin und Sully. Er tat es auf folgende Art. Er ließ einen nach dem anderen rufen und zeigte jedem einen Balken der Decke: »Seht zu, er droht zu brechen und wird uns totſchlagen.«

Villeroi, der erſte, antwortete ohne aufzuſchauen: »In der Tat, Sire, ich werde ihn erſetzen laſſen.«

Dann kam Jeannin, der ſagte: »Ich werde die Sache unterſuchen.«

Sully endlich betrachtete den Balken genau und rief: »Aber, Sire! der hält uns beide aus!«

Als der König Sully einmal ſehr lange im Vorzimmer hatte warten laſſen, erzählte er zu ſeiner Entſchuldigung, er habe Fieber gehabt.

»Ich habe es durch dieſe Türe herauskommen ſehen, das Fieber,« ſagte Sully, »es hatte einen grünen Unterrock.«

Henri IV erfuhr, Monſieur de Guiſe habe es mit Madame de Verneuil. Er machte ſich nichts daraus und meinte nur: »Das tägliche Brot und die Huren muß man ihnen laſſen, man hat ihnen ſchon ſo vieles genommen.«

Der König liebte zu ſcherzen und verſtattete auch den Genoſſen ſeiner Siege einen Spaß. So blieb er einmal, da er in der Umgebung von Paris ſpazieren ging, ſtehen, ſteckte den Kopf durch die Beine und betrachtete dergeſtalt die Stadt. »Ei! was Hahnrei-Neſter!« rief er.

Einer ſeines Gefolges, der neben ihm ſtand, tat es ihm nach und fing plötzlich an zu ſchreien: »Sire, ich ſehe den Louvre!«

Brantôme erzählt, der Marſchall de Briſſac habe einmal vertraulich zum Herrn Herzog von Orléans geſagt: »Parbleu, Ihr Prinzen ſeid alle miteinander nichts wert und verdientet ohne Ausnahme zu hängen.« Monſieur ſei in großen Zorn geraten, aber der Marſchall habe vollendet: »Warum nicht? iſt doch ſelbſt unſer Herr und Heiland gehangen!«

Der Gärtner in Fontainebleau klagte dem König einmal in Gegenwart des Herzogs d'Epernon, der ein Gascogner war, es wolle eben in dem Boden da nichts wachſen.

»Mein Freund,« ſprach Henri und ſah den Herzog an, »da müßt Ihr Gascogner ſäen: die würzeln überall.«

Ein Gascogner ſtritt mit einem Deutſchen über die Vorzüge ihrer Völker. »Wir ſind euch in allem über«, ſchrie er und zählte ſämtliche Tugenden auf, zuletzt den Verſtand.

»Und wie iſt's dann mit euern Narren?« fragte der Deutſche.

»Ha! sogar unſere Narren ſind närriſcher als die euern.«

Einen Gascogner und einen Pikarden führten ſie zum Galgen. Der Pikarde weinte und der Gascogner ſchalt ihn darob.

»Du haſt gut reden,« erwiderte der Pikarde, »ihr Gascogner ſeid das Hängen gewöhnt.«

Der Henker ſprach mit dem armen Teufel, den er zum Galgen führte: »Ich will es gewiß ſo gut als möglich machen, aber ich muß dir doch ſagen, daß ich noch keinen gehängt habe.«

Der andere erwiderte gutmütig: »Meiner Treu, ich habe die Sache auch noch nicht mitgemacht, tut eben jeder, was er kann, ſo werden wir ſchon zuſtande kommen.«

Am Tage nach dem Hinſcheiden des Marſchalls d'Ancre traf Malherbe die Madame de Bellegarde, wie ſie eben zur Meſſe ging. Er ſprach ſie an: »Aber, Madame, hat man denn Gott noch um etwas zu bitten, nachdem er Frankreich von dem Marſchall d'Ancre erlöſt hat?«

Digitized by Google

Der Marſchall de Biron wollte ſeinem Haushofmeiſter ein ſehr hohes Gehalt zahlen, unter der Bedingung, daß er ihm nichts veruntreue.

»Monſeigneur,« entgegnete der Brave, »dabei würde ich verlieren.«

Eine ſehr ſchöne und ſehr hohe Dame hatte einen Rechtshandel in Paris und kam, um ihn ſelbſt zu betreiben.

»Was will ſie dabei tun?« meinte jemand, »ſie wird den Prozeß verlieren, denn ihr Recht iſt ſchwach begründet.«

Aber es ward ihm die Entgegnung: »Ihr Recht ſchwach begründet? — Trägt ſie's nicht auf der Schönheit ihres Buſens, ſo gut wie Cäſar das ſeinige auf der Spitze ſeines Schwerts?«

Der Polizeileutnant Tardieu riet einem Bratkoch, der einen Prozeß gegen einen andern hatte: »Bringe mir einmal ein paar fette Hühnchen, das wird deiner Sache gut tun.« Der Dummkopf vergaß es. Dem andern ward der gleiche Rat, der ſchickte ſofort das Gewünſchte und noch einen Indian dazu. Nun ſandte der erſte die Hühnchen hinterdrein. Aber er verlor.

»Die Sache Eures Gegners«, begründete der brave Richter, »ſtand um einen Indian beſſer.«

Monſieur de Turin, Rat am Parlament von Paris, war von anderer Art. Ihm wurde der Prozeß zwiſchen Monſieur

de Bouillon und Monſieur de Bouillon la Mark wegen Sédan übertragen.

Henri IV ließ ihn kommen und ſagte: »Turin, ich will, daß Monſieur de Bouillon ſeinen Prozeß gewinnt.«

»Iſt ſchon recht, Sire,« erwiderte Turin, »nichts leichter als das: ich ſende ihn Euch, und Ihr ſprecht das Urteil ſelbſt.«

Nachdem er gegangen war, machte jemand den König aufmerkſam: »Sire, Ihr kennet den Mann nicht, er iſt im Stande, zu tun, wie er geſagt hat.«

Drauf ſandte der König zu ihm, und man fand ihn eben damit beſchäftigt, die Aktenbündel einem Laſtträger aufzupacken. Der König erzielte dann einen Vergleich.

Einmal nahm Madame de Guiſe nebſt Tochter, der nachmaligen Prinzeſſin Conti, die Dienſte Turins in Anſpruch. Der Rat ließ die beiden Damen recht lange warten und rief dann laut hinaus: »Roß!« — ſo nannte er ſeinen Schreiber — »Roß! ſind dieſe Schnepfen noch da?«

Der Präſident de Harlay mahnte einmal, als ſich einige Räte in der Sitzung unziemlich laut unterhielten: »Wenn die Herren, die ſich unterhalten, nicht mehr Lärm machen wollten als die Herren, die da ſchlafen, ſo wäre das den Herren, die der Verhandlung folgen, ſehr angenehm.«

Die alte häßliche Herzogin de la Ferté war ungeduldig, weil ſie warten mußte, und wünſchte laut genug, daß man

es hören konnte: »Die Peſt über den alten Affen!« Sie meinte den Präſidenten de Harlay. Endlich rief dieſer ihre Sache auf, und die Herzogin gewann.

Andern Tages kam ſie, um ſich zu bedanken, und ward mit den Worten empfangen: »Sie ſehen, Madame, wie nützlich ein alter Affe einer alten Äffin ſein kann.«

Henri IV beſuchte die Ziſterzienſer, und es gefiel ihm bei ihnen ſo gut, daß er ein übers andere Mal ausrief: »Was für ein hübſcher Ort! Mon dieu, wie entzückend iſt es hier!«

Ein dicker Mönch fügte jedem dieſer Ausrufe ein »transeuntibus« hinzu. Der König, darauf aufmerkſam gemacht, wollte wiſſen, was er damit meinte.

»Ich meine, Sire, daß es ſchön für die Vorübergehenden iſt, aber nicht für die, die hier bleiben müſſen.«

Der Maler du Mouſtier hatte auf der Treppe zu ſeinem Arbeitsgemach (er wohnte in den Galerien des Louvre) ein paar große Hörner angebracht, darunter ſtand geſchrieben: »Habet acht auf die eurigen!«

In ſeinen Porträts pflegte er den Leuten ſehr zu ſchmeicheln. »Sie ſind ſo dumm,« ſagte er, »daß ſie glauben, ſie ſehen ſo aus, wie ich ſie male, — und bezahlen beſſer.«

Um dem Monſieur de la Vionville, dem Oberintendanten der Finanzen, für irgend etwas zu danken, dachte ſich Mal-

herbe eine beſonders vorſichtige Anrede aus. Sobald man nämlich anfing: »Monſieur, ich komme, um Euch zu ...«, glaubte jener, das nächſte Wort werde »bitten« heißen, und wollte nichts mehr hören. Malherbe begann daher: »Monſieur, zu danken Euch ich komme.«

Ein luſtiger Vogel, der all ſeine Habe verpraßte, ſprach: »Wenn ich ſchon eines Tages nackt laufen muß, ſo ſoll mein Balg wenigſtens ſtattlich und wohlgenährt ausſehen.«

Hier lebt auch ein Narr, der ſich im Winter mit einem Kohlenbecken auf dem Pont Neuf aufſtellt, ein Eiſen heiß macht und den frierend Vorübergehenden anbietet: »Monſieur, wollt Ihr das Eiſen da in den Hintern? Das wärmt!« Und auf die Schelte, die er dafür empfängt, entgegnet er harmlos: »Monſieur, ich zwinge niemand, ich rühre Euch nicht an, wenn Ihr nicht wollt, — ganz nach Eurem Belieben.« Darüber lacht man natürlich, und er bittet um einen Sou für ſeine Kohlen.

Es ſollten neue Münzen geprägt werden mit einem Reiterbildnis des Königs.

»Lieber Gott!« klagte da ein Mann, der ewig in Geldverlegenheiten war, »ich krieg' ihn ja kaum jetzt, da er zu Fuß iſt, wie wird es mir gehen, wenn er erſt reitet!«

Einem Herrſchaftskutſcher wurde zur Buße ein achttägiges Faſten auferlegt.

»Das kann ich nicht«, erklärte er dem Beichtvater. »Es wäre mein Ruin, Hochwürden, ich bin ein armer Mann und habe Weib und Kind, ich habe Monſieur und Madame die ganze Karwoche faſten geſehen: die Hechte, Karpfen, Krebſe, Birnen, Trauben, Feigen und Gemüſe... Herr, das koſtet!«

Monſieur de Racan kam am Tage nach Mariä Reinigung in der Frühe um 8 Uhr zu Malherbe und traf ihn bei einem Stück roſigen Schinkens.

»Oho, Monſieur!« rief er, »die heilige Jungfrau iſt nicht mehr in den Wochen, ſie iſt wieder auf!«

»Oh, die Damen ſtehen nicht ſo früh auf«, meinte Malherbe.

Zu dem Biſchof von Rouen, der ihn nach Tiſch zu ſeiner Predigt einlud, ſagte Malherbe: »Ach, Monſeigneur! Dispenſieren Sie mich, bitte: ich hab' auch ſo einen guten Schlaf.«

Der Konnetabel Lesdiguières fiel einmal die ganze Treppe, von oben bis unten, herab, ohne erheblichen Schaden zu nehmen.

»Da könnt Ihr aber Gott danken, Monſieur!« ſagten die Leute.

»Ich werde mich hüten,« widerſprach Lesdiguières, »keine Stufe hat er mir erſpart!«

Henri IV miſchte ſich einmal unter eine Schar Bauern, fragte den einen dies, den andern jenes. Es fiel ihm einer auf, der ſchneeweiße Haare hatte bei einem völlig ſchwarzen Bart. »Wie kommt das?« fragte er dieſen.

Der Bauer tat erſt verlegen, die Majeſtät aber drang in ihn um die Antwort, die endlich lautete: »Sire, das kommt daher, daß meine Haare zwanzig Jahre älter ſind als mein Bart.« — Der König lachte über die geſchickte Rede, die er fortan wiederholt zum beſten gab.

Mademoiſelle de La Rochefoucauld ſprach zu ihrem herzoglichen Neffen: »Denn merke, das Haus La Rochefoucauld iſt ein gutes und altes Haus und war mehr denn dreihundert Jahre vor Noah.«

»Aber Tante, was wurde dann mit uns bei der Sündflut?«

»Sündflut?« entgegnete ſie achſelzuckend, »wer glaubt daran!« Sie zweifelte eher am Alten Teſtament als am Uralter ihrer Raſſe.

Eine Herzogin von Rohan antwortete auf die Frage, wann ſie vorausſichtlich niederkommen werde: »Ich hoffe, in ſechs Wochen dieſe Ehre zu haben.«

Monſieur de Briſſac ſprach vom lieben Gott nie anders als vom »Edelmann droben«.

Arlequin aber meinte: »Wenn nur der Adam darauf verfallen wäre, ſich die Stelle eines königlichen Sekretärs zu erkaufen, ſo wären wir jetzt alle von Adel.«

Und ſchon Michel de Montaigne war der Anſicht: »Auch auf dem ſchönſten Throne der Welt ſitzt man nicht anders als mit dem A—.«

Es iſt verbürgt, daß der Herzog d'Uzès zur Königin, als ſie ihn fragte, wann ſeine Frau niederkomme, geſagt hat: »Wann Euere Majeſtät belieben.«

In der Nähe der Tuilerien, gefolgt von ſeinem ganzen Hofe, begegnete Henri IV einer Frau, die eine Kuh vor ſich her trieb.

»Was gilt Euere Kuh, Mütterchen?« fragte der König ernſthaft. Sie nannte ihm den Preis. »Ihr übertreibt,« ſprach er, »ſo viel iſt ſie nicht wert.«

»Weil Ihr Euch eben nicht auf Kühe verſteht, mein lieber Herr!« verſetzte die Frau.

»Oho, meine Gute!« erwiderte der König, »ſeht doch einmal alle die Kälber hinter mir!«

Ein Normanne rühmte: »Monſieur de Longueville iſt ein guter Fürſt: er nimmt ſich ſogar die Mühe, zum lieben Gott zu beten.«

Der Normanne ſelbſt pflegt zu beten: »Lieber Gott, ich bitte dich nicht um irdiſches Gut — ſetze mich nur an die Seite eines anderen, der deſſen hat.«

Ein normanniſches Sprichwort heißt: »Willſt du einen Tag lang glücklich ſein, ſo trinke, ſoll dein Glück drei Tage währen, heirate, willſt du acht Tage lang glücklich ſein, ſchlachte dein Schwein, ſoll dir's dein Leben lang wohl ergehen, mußt du Pfarrer werden.«

Gaſton d'Orléans, der Bruder von Louis XIII, vermißte einmal bei ſeinem Lever, dem eine Schar von Höflingen beiwohnte, eine goldene Sackuhr, die er ſehr liebte.

Jemand machte den Vorſchlag: »Man muß die Türen ſchließen und jeden von uns unterſuchen.«

Der Herzog aber gab die menſchliche Antwort: »Im Gegenteil, Meſſieurs: geht alle fort, damit die Uhr nicht zu ſchlagen anfängt und den verrät, der Gefallen daran gefunden hat.« Und entließ alle.

Der Monſieur d'Angoulême — Tallemant des Réaux meint: wenn er, der Herzog, von dem Gaunertrieb, den Gott ihm gab, ſich hätte frei machen können, wäre er einer der größten Männer ſeines Jahrhunderts geweſen — Monſieur d'Angoulême alſo war auf nichts bedacht als auf Geld.

Als ihm der Kardinal Richelieu den Befehl über ein Armeekorps gab, ſprach er zu ihm: »Monſieur, der König erwartet, daß Ihr Euch enthaltet, zu . . .« und vollendete mit der Geſte des Zuſammenſcharrens. Der alte Höfling regte ſich darüber nicht auf, ſondern erwiderte mit Lachen und Achſelzucken: »Monſieur, man tut, was man kann, um Seine Majeſtät zufriedenzuſtellen.«

Der König ſelbſt fragte ihn einmal offen und ernſthaft, wie viel er im Jahre durch Falſchmünzerei gewinne. Und kurz vor ſeinem Tode zeigte der edle Herzog dem Monſieur d'Agamy eine Menge falſcher Louisdor und verglich ſie mit echten. Der verblichene Monſieur de Vionville, damals Oberintendant der Finanzen, amüſierte ſich mit ihm darüber.

Als man dem Marſchall de la Ferté eine Abordnung der Judengemeinde von Metz meldete, ſchrie er: »Ich will mit dieſen Kerlen nichts zu tun haben, die unſeren Heiland ans Kreuz geſchlagen haben!«

»Aber, Monſeigneur,« ward ihm eingewendet, »ſie bringen eine Gabe von viertauſend Piſtolen.«

»Dann laßt ſie herein . . . ſchließlich wußten ſie ja damals nicht, was ſie taten.«

Der Konnetabel de Lesdiguières hatte den Mönchen viertauſend Taler zugewendet. Sie aber hätten gern das Doppelte gehabt und verhießen ihm das Paradies dafür. Er

aber ſprach: »Seht, liebe Väter, wenn ich nicht um viertauſend Taler ſelig werde, ſo werde ich's auch nicht um achttauſend. Adieu.« Er ſtarb in aller Ruhe.

Monſieur Moulin le Cocq hat eine ſo ſchlechte Schrift, daß kein Menſch ſie leſen kann. Iſt er mit einem Briefe fertig, ſo faltet er ihn raſch zuſammen, ohne Sand darauf zu ſtreuen, und es gibt ein Geſchmier. Einmal wollte er danach ſein Geſchreibe nochmals durchleſen, kam aber nicht zuſtande.

»Teufel auch!« rief er da, »was geht's mich noch an? Das ſoll der leſen, dem's gehört!«

Der Herzog von Montmorency gab dem Herzog von Enghien, ſeinem Neffen, der nachmals der große Condé wurde, eine Börſe mit hundert Piſtolen als Taſchengeld. Nach einiger Zeit ſah er ihn wieder und fragte ihn, was er mit ſeinen hundert Piſtolen angefangen habe. Und der junge Prinz wies ihm ſtolz den unberührten vollen Beutel. Da nahm der Herzog die Börſe, warf ſie durchs Fenſter und ſprach: »Merket, Monſieur, daß ein Grand-Seigneur wie Ihr Geld nicht behalten darf, Ihr hättet's unter die Leute bringen ſollen.«

Bei der Niederſchrift des Heiratsvertrages für Scarron und Mademoiſelle d'Aubigné fragte der Notar den Kandidaten, was er als Mitgabe ſeiner Zukünftigen anerkenne.

»Zwei große lebhafte Augen, einen herrlichen Leib, zwei wundervolle Hände und viel Geiſt«, erklärte er.

»Und ihr Wittum?« fragte der Notar weiter.

»Die Unſterblichkeit!« antwortete der Dichter, »der Name der Königinnen verbleicht, der Name von Scarrons Gattin wird ewig leben.«

Ein alter Herr, de Villegaignon hieß er, heiratete ein ſchönes junges Weib. Dies ſagte ein paar Tage nach der Hochzeit zu einer Freundin: »Ich fühle keine Liebe zu Monſieur de Villegaignon, obwohl er mir alle Ehre antat, mich armes Mädchen zur Frau zu nehmen, aber ich will es einmal mit einer neuntägigen Andacht verſuchen.«

Bautru ſah in einem Gerichtsſaal ein allegoriſches Gemälde: die Juſtitia küßt den Frieden.

»Sie nehmen Abſchied von einander«, erklärte er, »auf Nimmerwiederſehen.«

Voiture hatte der Madame de Rambouillet einmal ein Sonett gebracht, das er für ſehr gelungen hielt. Sie ließ es unter ſorgfältiger Beachtung aller Zeichen drucken und in eine längſt erſchienene fremde Gedichtſammlung einbinden. Voiture findet das Buch, das man mit Abſicht offen hatte liegen laſſen, er lieſt das Sonett zu wiederholten Malen, er ſagt das ſeinige, vergleichend, vor ſich hin, Wort für Wort,

und gerät ſchließlich in eine ſolche Verwirrung, daß er annimmt, er habe »ſein« Sonett früher ſchon geleſen und unbewußt aus dem Gedächtnis wiedergegeben. Nachdem man ſich genug über ihn beluſtigt hatte, klärte man ihn endlich auf.

Bautru ward von einem Schmarotzer ſehr beläſtigt. Als der aufdringliche Menſch wieder kam, ließ er ſagen, er liege noch im Bett.

Er wolle gern warten, bis er aufgeſtanden ſei, ward ihm zur Antwort.

Er ſei aber nicht wohl, ließ Bautru erwidern.

Da könne er, ließ der Schmarotzer ſagen, ihm ein vortreffliches Hausmittel empfehlen.

»Zum Teufel!«, ſchalt nun Bautru ſeinen Diener, »ſag' ihm, ich liege in den letzten Zügen.«

So bitte er, ließ der andre antworten, wenigſtens Abſchied von ihm nehmen zu dürfen.

Nun ließ der Dichter kurzweg melden, er ſei ſoeben verſchieden.

Und wieder kehrte der Diener: »Er ſagt, er möchte Monſieur das Weihwaſſer geben.«

Wenn die Armen, zum Danke für das Almoſen, ihre Fürbitte bei Gott verſprachen, ſagte Malherbe, er glaube, in Anbetracht ihres elenden Zuſtandes, in dem Gott ſie hier auf Erden laſſe, nicht, daß ſie im Himmel viel Kredit hätten,



Die Frisur des Ehemanns

Flugblatt aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts

Digitized by Google

und es wäre ihm lieber gewesen, wenn Monsieur de Luynes oder ein anderer Günstling ihm diese Fürbitte versprochen hätte.

In seinen Horen hatte er die Litanei aller Heiligen kreuz und quer durchgestrichen: es sei unnötig, einen um den anderen beim Namen zu nennen, es genüge, sie in Gemeinschaft anzurufen, und er setzte: omnes sancti sanctaeque dei orate pro nobis.

Bautru zog vor einem Kruzifix den Hut. Alles staunte, denn man kannte den Gottlosen.

»Wir grüßen uns,« erklärte er, »wir sprechen nur nicht mit einander.«

Malherbe lag auf dem Sterbebett, und ein Beichtvater spendete ihm in wenig gewählten Ausdrücken Zuspruch. Schließlich wollte der gute Mann noch von den Herrlichkeiten des ewigen Lebens reden, aber Malherbe wehrte sich: »Sprechen Sie nicht davon: Ihr schechter Stil verdirbt mir den Appetit.«

Noch eine Stunde vor seinem Hinscheiden fuhr Malherbe seine Wärterin hart an, weil sie ein nach seinem Urteil nicht gut französisches Wort gebraucht habe, und da der Beichtiger ihn dafür tadeln wollte, verteidigte er sich: er habe nicht anders gekonnt, und er wolle bis zum letzten Atemzug über die Reinheit der französischen Sprache wachen.

»Geſtern verſchied, im Blütenalter von dreißig Jahren, in Folge einer Erkältung der Doktor Scribart, Verfaſſer der ausgezeichneten *Makrobiotik*.«

Jeanne Arnauld, die ſonderliche alte Jungfer, hatte ſich bei Zeiten einen Sarg machen laſſen, der ein Meiſterſtück der Genauigkeit war. »Ich will keine Zugluft ſpüren«, ſagte ſie im Ernſt.

Ein anderer Zeitgenoſſe ließ an ſeinem Sarg innen einen kleinen Riegel anbringen, um in Sicherheit zu ſein.

Die Marquiſe de Sablé hatte ein Kind von einem Monſieur Armentières, der faſt jeden Abend als Frau verkleidet zu ihr kam. Das Kind wurde zu Lebzeiten des Gatten geboren, aber erſt nach ſeinem Tode den Leuten gezeigt. Als Grund gab die Marquiſe an: »Ich wollte nicht, daß man nach der Verachtung, die ich für meinen Mann gezeigt hatte, ſagen konnte, ich ſchliefe noch bei ihm.«

Der Marſchall de Baſſompierre nahm die Schloßhauptmannſchaft von Monceaux, um dort den Hof bewirten zu können.

»Ihr werdet eine hübſche Schar Huren dahin bringen«[1], bemerkte die Königin.

[1] Tallemant des Réaux, der es erzählt, macht die Anmerkung: »Man redete damals ſo.«

Und er verſetzte: »Ich wette, Madame, daß Ihr mehr mitbringet als ich.«

Ein andermal äußerte Baſſompierre gegenüber der Königin, es gebe wenig Frauen, die keine Huren ſeien.

»Und ich?« fragte ſie.

»Ihr, Madame, Ihr ſeid die Königin«, verſicherte er.

Baſſompierre, der wiederholt auch als Geſandter verwendet war, erzählte dem König einmal, wie er in Madrid auf einer entzückenden kleinen Mauleſelin, die ihm die ſpaniſche Majeſtät geſchickt hatte, eingeritten war.

»Ein ſchöner Anblick,« meinte Louis XIII, »ein Eſel auf einem Maultier!«

»O ja, Sire, ein ſehr ſchöner,« erwiderte der luſtige Marſchall, »ich vertrat Euch.«

Zum Aufruf kam eine Sache, deren Anwälte gerade abweſend waren. Der Präſident Séguier ſagte: »Nur vorwärts, wir werden um ſo beſſer damit fertig werden.«

Ein andermal fehlte der Anwalt der einen Partei. »Dann ſoll der andere für beide reden«, meinte Monſieur Séguier.

Eine Frau, die eben ihren Prozeß verloren hatte, ſchimpfte, was ſie konnte, dem Kanzler Séguier ins Geſicht. Der rührte

ſich nicht, er fragte nur, als ſie fertig war, ganz ruhig den anweſenden Gatten: »Iſt das Eure Frau?«

»Ja, Monſeigneur«, ſagte der.

Und M. Séguier: »Wie ich Euch bedauere!«

Am Vorabend einer Schlacht erbat ſich ein Offizier vom Marſchall de Toiras Urlaub, »um zu ſeinem ſterbenden Vater zu eilen«.

»Eilet! eilet! Monſieur,« beſchied der Marſchall, »denn es ſteht geſchrieben: Ehre Vater und Mutter, — auf daß du lange lebeſt auf Erden!«

Ein Mönch predigte den Soldaten, daß alle Tüchtigkeit allein nichts vermöge, ſondern daß Gott den Sieg verleihe. Arnaud le Fort jagte ihn davon: »Ihr verderbt mir meine Leute, Ihr hättet ihnen ſagen müſſen, daß Gott immer auf Seiten derer iſt, die am kräftigſten dreinſchlagen.«

Als Madame Cornuel den Marquis de Sourdis einmal allzulange warten ließ, vertrieb ſich dieſer mit ihrer Zofe die Zeit. Weit entfernt, das Mädchen nun davon zu jagen, ſorgte Madame für ihre Entbindung und nahm ſich des Kindes an. »Es iſt ja in meinem Dienſte gemacht worden« ſagte ſie.

Auch der Marſchall d'Eſtrées beſuchte einmal — er war gegen Siebzig — die Madame Cornuel. Sie ließ ihn, da ſie

für einen Augenblick abgerufen wurde, allein mit Mademoiſelle Belesbat. Als ſie zurückkam, ſah ſie, wie der gute Mann eben gegen das Mädchen zudringlich werden wollte.

»Oho!«, rief ſie, »was macht Ihr da, Marſchall?«

»Madame,« antwortete er etwas verlegen, »ich wußte nur nicht, was ich mit Mademoiſelle ſprechen ſollte.«

Madame Cornuel ward einmal von Banditen angehalten. Einer der Kerls drang in die Karoſſe und faßte nach ihrer Kehle. Aber ſie ſtieß ihn unerſchrocken zurück und ſprach: »Hände weg! ich habe weder Perlen noch Buſen.«

Die ſelbe Madame Cornuel tröſtete einen betrogenen Ehemann: »Sehen Sie, mit den Hörnern geht es wie mit den Zähnen: wenn ſie durchbrechen, tut's weh, aber wenn ſie einmal da ſind, nährt man ſich damit.«

Ein Kanzelredner mußte einmal unvorbereitet vor dem Kardinal predigen, und da es ihm nicht wohl gelang, entſchuldigte er ſich vor Seiner Eminenz: er habe, da ihm zur Vorbereitung keine Zeit mehr geblieben ſei, ſich auf den Heiligen Geiſt verlaſſen — das nächſte Mal wolle er's aber beſſer machen.

Ein Italiener teilte mit einem kleinen Pagen des Monſieur de Créquy in Rom das Bett. Am andern Morgen erzählte

der Junge: »Hab' ich heute nacht lachen müſſen: der Signore hat mich immer für ein Mädchen gehalten!«

Unter den Briefen, die Madame de Créquy nach dem Tod ihres Gatten empfing, war auch der eines Geiſtlichen, in dem u. a. ſtand: »Ich bin um ſein Seelenheil ſehr beſorgt, allein, da Gottes Wege unerforſchlich ſind und der Verſtorbene die Ehre hatte, Ihrem Hauſe anzugehören, . . .«

Der Pater Joſeph zeigte dem Kardinal Richelieu einen Punkt auf der Karte.

»Über dieſen Fluß da werden wir ſetzen«, ſagte er.

»Aber, Monſieur Joſeph,« entgegnete der Kardinal, »Euer Finger iſt keine Brücke.«

Der Kardinal verlangte von Vandy, er ſolle ſein Teſtament machen. Der ſträubte ſich und ſagte, er habe keine Güter. Bis die Eminenz ungehalten wurde und ihm diktierte: »So ſchreibet doch: meine Seele gebe ich Gott, meinen Leib der Erde, mein Weib und meinen Sohn dem Herrn Kardinal und meine Töchter dem Publikum.«

Richelieu hatte zwei kleine Pagen, deren einer — mit Namen Meninguet — ſehr hübſche Wortſpiele improviſieren konnte, woran die Eminenz ſich erheiterte. ⟨Der Kardinal war oft ſchlechter Laune und litt an ſo ſtarken Melancholien,

daß er, um wieder arbeiten zu können, oft Boisrobert und andere witzige Leute rufen ließ, und ſagte: »Heitert mich auf, wenn ihr das Geheimnis dazu wißt.«)

Einmal kam Monſieur de Lanſac.

»Meninguet,« rief der Kardinal, »ein Wortſpiel auf den Monſieur de Lanſac!«

»Monſeigneur, ich brauche eine Piſtole, ſonſt kann ich das Wortſpiel nicht machen,« erklärte der Page.

»Wie! eine Piſtole?«

»Ja, Monſeigneur. Und wenn ich kein gutes Wortſpiel mache, will ich mich peitſchen laſſen.«

Der Kardinal gab ihm das Geldſtück. Da ſchob es der Page eilig in die Taſche und erklärte: »Piſtole Lanſac.« (Piſtole en sac — Piſtole im Sack.)

Der Kardinal ließ ihm noch zehn dazu geben.

Richelieu hatte Vaugelas mit einer Penſion bedacht, für die dieſer ſich nun bedankte.

»Das Wort *Penſion* alſo werdet Ihr im Wörterbuch nicht vergeſſen«, ſcherzte Richelieu.

»Nein, Monſeigneur, und noch weniger das Wort *Dankbarkeit!*« war die ſchöne Antwort.

Guy Patin, der Arzt, hatte von einem Mönche dieſe Definition des Begriffs »Kardinal«: est animal rubrum, callidum et rapax, capax et vorax omnium beneficiorum.

Digitized by Google

Eine Frau hatte alle Augenblicke einen anderen Liebhaber, und zwar immer ſolche von Stand. Ihre Kinder aber, die ſie dabei empfing, waren alle nichts nutz, und als eine Freundin der unglücklichen Mutter Vorhalt machte, hielt dieſe entgegen: »Ich habe keine Schuld, ich habe mir wahrlich alle Mühe gegeben, gute Leute in die Familie zu bringen.«

Man warnte Boisrobert: »Hört, der Soundſo hat es auf Eure Frau abgeſehen.«

»Meinetwegen,« gab er zur Antwort, »er wird ſchon wieder von ihr ablaſſen ... wie ich auch.«

Desbarreaux und d'Elbène ließen ſich einmal am Karfreitagmorgen eine Speckomelette ſchmecken. Da krachte plötzlich ein Donnerſchlag, daß ſie erſchraken. Desbarreaux nahm den Kuchen eiligſt und warf ihn durchs Fenſter.

»So viel Lärm um eine Omelette!« brummte er.

Ein andermal bot Desbarreaux Monſieur d'Elbène ein feines fettes Stücklein an, das dieſer indes ablehnte, da es zwar trefflich munden, aber ſeinem Magen nicht wohl bekommen würde.

»Gehörſt du auch zu den Gecken, die im Verdauen ihr Vergnügen ſuchen?« wies ihn Desbarreaux zurecht.

Desbarreaux ſah einmal auf der Straße einen Prieſter, der den Leib des Herrn trug und dabei das Barett aufhatte.

Er trat auf den Prieſter zu, aber nicht zur Anbetung, ſondern um ihm das Käppchen vom Kopfe zu reißen. Es ſei unverſchämt, ſagte er, indem er es in den Kot warf, in Gegenwart ſeines Schöpfers die Mütze auf dem Kopfe zu behalten. — Faſt wäre er dafür geſteinigt worden.

In der Touraine beſuchte er einen Freund, fand aber das Gaſtzimmer ſchon von zwei Franziskanermönchen beſetzt. Bei Tiſch fing er dann an ſo zu läſtern, daß die Mönche erklärten, mit ihm nicht unter einem Dache bleiben zu wollen, und beim Pfarrer Nachtlager ſuchten. Desbarreaux aber, der erreicht hatte, was er gewollt, machte ſich's bequem.

Zu ſeinem Unglück indes erfroren in der Nacht die Reben, und die Bauern, die von ſeiner Gottloſigkeit gehört hatten, glaubten, er ſei ſchuld daran, und nur mit Not wieder entging er den Prügeln.

Nur drei Bitten hatte Desbarreaux an den lieben Gott: für das Vergangene Vergeſſenheit, für die Gegenwart Nachſicht und für die Zukunft Barmherzigkeit.

Balzac war einmal heftig erkältet.

»Kein Wunder!« ſagte Monſieur de Bautru, »er nimmt ja, ſo oft er von ſich ſpricht, den Hut vor ſich ab. Und ſpricht den ganzen Tag von nichts anderem.«

Dem ſterbenden Bois-Yvon ſchickte man einen Beichtiger, doch er wies ihn ab: »Ihr ſeid nicht meines Glaubens, Monſieur.« Und ſprach: »Der liebe Gott iſt ein ſo großer Herr, und ich bin ein ſo kleiner Kerl, daß wir nie zuſammenkamen.«

Balzac ſagte, die Mönche ſeien in der Welt, was die Ratten in der Arche Noah geweſen.

Jodelet, der Schauſpieler, traf ein paar Kleriker und fragte ſie, welchem Orden ſie angehörten.

»Der Geſellſchaft Jeſu«, ſagten ſie.

»Wohl,« meinte er, »aber Jeſus in der Krippe oder Jeſus am Kreuz? — bei jenem waren es Ochſen und Eſel, bei dieſem Spitzbuben.«

»Gott will den Frieden,« predigte der Pater André in den Zeiten des Kardinals Richelieu, »der König will ihn, die Königin will ihn, aber der Teufel will ihn nicht!«

Einmal ſprach er vom Evangelium: »Es iſt eine ſanfte Lehre, Jeſus Chriſtus hat es verkündet, ihm müſſen wir glauben.« In dieſem Augenblicke kamen zwei Jeſuiten, die er haßte, herein. »Seht!« rief er, »da ſind zwei leibhaftige Kameraden Jeſu, fraget ſie nur, ob es nicht wahr iſt.«

Der Blitz ſchlug einmal ins Franziskanerkloſter zu Paris und traf mitten in die Kirche.

»Ein Glück!« ſagte da der kleine Pater André, »hätt' es in die Küche getroffen, ſo wären ſie alle miteinander hin geweſen.«

Louis XIII vergnügte ſich geraume Zeit damit, die Grimaſſen Sterbender nachzumachen. Als nun der Graf de la Rocheguyon mit dem Tode rang, ſandte er einen ſeiner Kavaliere zu ihm, um zu fragen, wie es um ihn ſtehe.

»Sagen Sie dem König,« antwortete der Graf, »es werde bald losgehen, ich werde mit meinen Grimaſſen gleich beginnen. Ich habe ihm ſo oft geholfen, die anderen nachzuahmen, nun komme ich ſelbſt an die Reihe.«

Als Cinq-Mars, der Großſtallmeiſter, hingerichtet wurde, ſagte der König nichts als dies: »Ich möchte ſein Geſicht ſehen, das er jetzt auf dem Schafott macht.«

Bei der Belagerung von Perpignan ſandte der Marſchall de Meilleraye an Dom Flores von Avila, den Platzkommandanten, eingemachte Nüſſe, damit er ſich vor dem Hunger, der heranzöge, ſchütze.

Der Kommandant revanchierte ſich mit zwei ſpaniſchen Kappen, die gut mit Hermelin gefüttert waren, »damit ſich der Herr Marſchall bei dem langen Warten nicht erkälte«.

Der Marquis de Montauzier erhielt vor dem Feind einen Steinwurf, an dem er ſtarb. Man wollte ihm den Schädel

öffnen, um ihn zu retten, doch er erklärte: »Das dulde ich nicht: es gibt auch ohne mich Narren genug auf der Welt.«

Während einer Belagerung bot ein Waſſerträger aus: »Sechs Sous der Eimer!« Eine Bombe ſchlug ein und zertrümmerte ihm einen ſeiner Kübel. »Zwölf Sous der Eimer!« rief er weiter, ohne zu zucken.

Da war ein Mann, der, um ſich ein Anſehen zu geben, nie anders ſagte als »mein Herr Vater, meine Frau Mutter«. Den lud der Prinz Condé zu einer Ausfahrt ein, indem er dem Stallknecht befahl: »Mein Herr Stallmeiſter, ſaget doch meinem Herrn Kutſcher, er möge meine Herren Pferde an meinen Herrn Wagen ſpannen.«

Ninon de Lenclos ſchenkte nur denen ihre Gunſt, die ihr wohlgefielen, ſie unternahm dann, mündlich oder ſchriftlich, auch die erſten Schritte. An Monſieur de Rambouillet ſchrieb ſie: »Ich glaube, daß ich Dich drei Monate lieben werde, das iſt die Unendlichkeit für mich.«

Als Charleval ſie drängte, ſagte ſie ihm: »Warte meine Laune ab«. Man nannte ihre Liebhaber danach ihre Launen, und ſie ſelbſt ſagte etwa: »Ich bin bei meiner zwanzigſten Laune«, und meinte ihren zwanzigſten Galan. Man hat ihre Liebhaber in drei Klaſſen eingeteilt: in Zahler, die ſie nur eben um ſich duldete, in Märtyrer und in Günſtlinge.

Als ſie die Dreißiger Jahre hinter ſich hatte, ſagte man: »Sie altert, denn ſie wird beſtändig.«

Ein Sprichwort ſagt: »Vir pilosus aut libidinosus aut fortis, ein haariger Mann iſt entweder ein eifriger Liebhaber oder ein Herkules.« Nun hatte der große Condé eine Zeitlang Zutritt zum Boudoir der Mademoiſelle Lenclos. Als er einmal etliche Stunden bei ihr geweilt hatte, ohne ihr überzeugende Beweiſe ſeiner Liebe zu geben, fing ſie an, ihn eingehend zu betrachten, und ſprach mit einer Art von Bewunderung: »Ah, Monſeigneur, Sie müſſen ein Simſon ſein!«

Ninon ſagte, ſie habe an den lieben Gott nur dieſe einzige Bitte: »Mache einen anſtändigen Menſchen aus mir, aber nimmermehr eine *anſtändige Frau*.«

Monſieur Guy, ein berühmter Speiſewirt in Paris, hatte einmal das ganze Haus voll Gäſte und konnte weder ſeine Frau noch ſeinen Hauptgehilfen finden. Er ſuchte ſie überall und ertappte ſie endlich in einem dunkeln Winkel.

»Bei Gott!« ſchalt er, »das nenn' ich gute Wirte, ſo mit der Zeit umzugehen! Mußte das eben jetzt ſein, wo wir alle Hände voll zu tun haben?«

Der Marſchall d'Ornane berührte keine Frau, bevor er ſicher war, daß ſie nicht Maria hieß: er wollte den Namen der heiligen Jungfrau nicht beleidigen.

Die Jungfräulichkeit, ſagte jemand, ſei der wertvollſte Schatz des Weibes.

Nur ſei es mißlich, bemerkte der Marſchall de Baſſompierre, daß zu dieſem Schatze jedweder einen Schlüſſel habe.

Monſieur d'Amboiſe zog einmal um, wobei er einem der Laſtträger ungefähr die Hälfte ſeiner Bibliothek auflud.

»Monſieur,« ſagte dieſer, »das iſt ein bißchen mehr, als ich brauchen kann.«

»Was?« entgegnete der Gelehrte, »dieſe paar Schmöker? und ich trage den ganzen Kram da in meinem Kopfe!« Dabei ſchlug er ſich an die Stirne.

Und der Mann meinte: »Heiliger Bimbam! müßt Ihr aber ein paar Hörner haben!«

Eſprit, der Akademiker, beſuchte den Marſchall de Baſſompierre, als er in der Baſtille ſaß. Dieſer hatte auch dort ſeinen Witz nicht verloren, er ſagte: »Da kommt einmal ein Mann, der wirklich Herr in dem Beſitz iſt, deſſen Namen er trägt.«

UNTER DEM SONNENKÖNIG

Man äußerte Bedenken über das Seelenheil eines Prinzen von Savoyen, der am königlichen Hofe ſoeben verſtorben war.

»Nun,« meinte eine Prinzeſſin, »bei Leuten ſolchen Ranges wird ſich's der liebe Gott ſchon zweimal überlegen, ehe er ſie verdammt.«

Monſieur de Marcellus, der allerchriſtlichſte Grand-Seigneur, kommunizierte nie anders als mit Hoſtien, die ſein Wappen trugen. Eines ſchönen Tages nun, bei der Meſſe, ſah der Schloßkaplan mit Schrecken, daß der Vorrat der armierten Hoſtien zu Ende war. Schließlich aber faßte er ſich ein Herz und reichte dem adeligen frommen Munde eine Plebejerhoſtie, eine Allerweltshoſtie, mit den Worten der Entſchuldigung: »Wollen der Herr Graf eben vorlieb nehmen.«

Madame de la Suze wurde katholiſch und ließ ſich von ihrem Manne ſcheiden, um ihn weder in dieſer Welt noch in der andern wieder ſehen zu müſſen. Er war Hugenot.

Monſieur Cujas hatte eine Tochter, die war gar hübſch und den Männern nicht gram. Gott weiß, wie gern die Studenten die Vorleſungen des Vaters ſchwänzten, um mit dem Töchterchen zu koſen. »Cujas Werk kommentieren«, nannten ſie's.

Das Volk ſagt: »Man kann nicht über den Pont-Neuf gehen, ohne einem Mönch, einem Schimmel und einer Hure zu begegnen.«

Da gingen einmal zwei Hofdamen über die Brücke, und gleich beim erſten Schritte ſahen ſie einen Kapuziner, beim zweiten einen Schimmel, aber die Dritte im Bunde blieb aus. Sie lachten darüber, dann ſtieß die eine die andere mit dem Ellbogen an und ſagte: »Wegen der Hur' ſind wir beide, du und ich, nicht in Verlegenheit.«

Die Comteſſe de la B. fragte eine berühmte Kokotte, wie das Geſchäft gehe.

»Es iſt nichts mehr,« klagte dieſe, »alle Welt pfuſcht einem drein.«

Die Marſchallin de X. hatte einmal Luſt nach dem kleinen Abbé von Courval. Sie ließ ihn holen. Als der Abbé in ſeiner Verlegenheit mit Vertraulichkeiten anfing, warf ſie ihn wieder hinaus und ſchalt: »Merket: wenn ich Euch zu mir nehme, ſo geſchieht es zu meinem Vergnügen und nicht zum Eurigen!«

Der König flüſterte Mademoiſelle de Mailly Verliebtheiten zu.

»Sire,« ſagte ſie, »das iſt für mich polniſch.«

»Immerhin verſtehet Ihr ganz gut, was Euch der X. ſagt.«

(Er meinte einen polniſchen Edelmann, mit dem man ſie nachher verheiratet hat.)

»Ich glaube wohl, Sire,« parierte ſie, »das iſt ein ſchlichter Edelmann, aber man muß Königin ſein, um die Sprache der Könige zu verſtehen. Indes: wenn Eure Majeſtät erlaubt, will ich die Königin nach dem Sinn Eurer Worte fragen.«

»Ich ſehe, Schelm,« lenkte nun der König ein, »wie gut Ihr mich doch verſtanden habt.«

Als Madame de Sévigné die Mitgift ihrer Tochter für Monſieur de Grignan berechnete, rief ſie empört: »Wie! Braucht es ſo viel Gelder, um Monſieur de Grignan zu verpflichten, bei meiner Tochter zu ſchlafen?« Doch ſie erwog weiter: »Nun ja... er tut's morgen, übermorgen und ſo fort Zeit Lebens, dafür iſt es ſchließlich nicht zu viel.«

Einer meinte: »Ich möchte wohl wiſſen, wie ſich der Kardinal Richelieu aus dieſer Affäre gezogen hätte.«

Ein anderer gab die Antwort: »Indem er ſich nicht darein eingelaſſen hätte.«

Louis XIV zeigte jemandem ſtolz ſein Verſailles. »Und wißt Ihr auch,« ſprach er, »daß zuvor nichts als eine Windmühle hier geſtanden hat? He!«

»Sire,« war die Antwort, »die Mühle iſt weg, aber der Wind iſt noch da.«

Monſieur de La Bare liebte Madame de la Sablière, ziemlich lange. Eines Tages, als er ihr entgegen trat, bemerkte er überraſcht: »Mon dieu, Madame, was haben Sie da am Auge?«

»Ach, La Bare!« rief ſie aus, »Sie lieben mich nicht mehr: dieſen kleinen Fehler habe ich ſeit meiner Kindheit, und Sie hatten ihn nie, bis heute nicht bemerkt.«

Madame Cornuel hatte erfahren, daß Monſieur de Langey impotent ſei. Sie kannte ihn nicht von Geſicht. Bei Monſieur de Rambouillet fiel ihr dann ein bildſchöner Mann auf, nach dem fragte ſie und erfuhr: »Das iſt ja der Marquis de Langey.«

»Ah! —« meinte ſie, »wer wäre auf den nicht hereingefallen!«

Am Neujahrstag empfing der Kardinal Dubois die Huldigungen ſeines Hauſes und beſchenkte ſeine Leute mit angemeſſenen Gratifikationen. Zu ſeinem Hausverwalter ſprach er: »Euch, Monſieur, ſchenke ich, was Ihr mir im abgelaufenen Jahre geſtohlen habt . . .«

Und mit einer tiefen Reverenz zog ſich der Mann zurück.

Aus dem Wirtſchaftsbuch eines Küchenmeiſters:
«Eine Fünf-Sous-Paſtete . . . 10 Sous.«

Herren vom Hof unterhielten ſich über ihre häuslichen Angelegenheiten, über die Gehälter ihrer Bedienſteten und ſo weiter, namentlich über die Gagen ihrer Haushofmeiſter. Der eine gab dem ſeinen hundert Piſtolen. Ein anderer ſagte zweihundert.

»Und ich,« ſagte ein dritter der Herren, »ich gebe dem meinen viertauſend Franken.«

»Das iſt exorbitant!« ſchalten alle, »ſo viel hat man noch zu keiner Zeit einem Haushofmeiſter gegeben.«

»Aber . . .,« fragte mit plötzlichem Einfall einer der Anweſenden, »zahlen Sie's auch?«

»Das nicht!« war die Antwort.

Der Kardinal Dubois konſultierte einmal den berühmten Doktor Boudon vom Hôtel-Dieu.

»Ich hoffe jedoch,« ſagte er, »daß Ihr mich nicht wie die Lümmel vom Hôtel-Dieu behandelt.«

Worauf Boudon: »Monſeigneur, dieſe Lümmel ſind für mich lauter Eminenzen!«

Ein würdiger alter Herr vermahnte die ihm verwandte Madame de la Sablière: »Ei, Madame, alleweil Liebe und Liebelei! Die Tiere haben wenigſtens ihre beſtimmte Zeit.«

»Tiere ſind Tiere«, verſetzte ſie.

Ein Bourgeois kam zum Notar: er ſolle ihm »ein durchaus unanfechtbares« Teſtament aufſetzen.

»Ha!« ſchrie der, »der liebe Gott ſelber hat deren zwei gemacht, ein altes und ein neues, und ſeit ſchier ſiebzehnhundert Jahren ſtreiten ſie darum!«

Ein Anwalt von Châtelet bekannte, er habe Gott für zehn Jahre den Rücken gekehrt, um in dieſer Friſt ſein Glück zu machen.

Ein Teſtament: »Im Namen Gottes, des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geiſtes, Amen. Ich habe nichts und ſchulde viel. Alles andere gebe ich den Armen.«

Am Bett eines Sterbenden ſtand ein Notar, ein Arzt und ein Pfaffe.

«Herr Gott!« ſeufzte der Mann, »du biſt zwiſchen zwei Schächern geſtorben, bei mir ſind es gleich drei!«

Ein Wucherer lag in den letzten Zügen, und der Prieſter reichte ihm ein ſilbernes Sterbekreuz.

»Mehr als zehn Francs,« hauchte der Agoniſt, indem er es abwog, »mehr kann ich Euch darauf wirklich nicht geben.«

Ninon hatte einen Sohn, den ſie bei den Jeſuiten erziehen ließ. Gelegentlich empfahl ſie dem Präfekten, dem der Knabe anvertraut war: »Und vor allem, Herr Pater, haltet ihn zur

Religion an, denn mein Sohn iſt nicht reich genug, um ſie entbehren zu können.«

Ninon gab Monſieur de Vaſſé zu verſtehen, ſein Atem ſei nicht der beſte.

»Daraus mache ich mir nichts«, meinte er.

»Nein,« bekräftigte ſie, »das überlaßt Ihr den andern.«

Monſieur Barbet liebte die Frauen, blieb aber Junggeſelle und hatte ſein Leben lang Intrigen, auch das Alter tat ſeiner Vergnügungsluſt keinen Eintrag. Einmal kam ein Freund, ihn zu beſuchen, und vernahm, Monſieur Barbet müſſe ſeiner Gicht wegen das Bett hüten, er ſolle eine Weile vor der Türe warten. Als er eintreten durfte, bemerkte er ſofort, daß der Kranke ärgerlich war und häufig nach dem anſtoßenden Kabinett ſchielte, er argwöhnte etwas, ließ ſeine Blicke umherſchweifen, und entdeckte auch alsbald unter dem Bett ein Paar der allerzierlichſten Pantöffelchen.

»Es geht Euch aber hoffentlich beſſer?« fragte er.

»Oh, Monſieur!« klagte Barbet, »ſchlechter als je, meine Füße ſind ganz angeſchwollen.«

»Das nimmt mich nicht wunder,« ſagte nun der Freund und holte die Pantöffelchen hervor, »wenn Ihr ſolch enges Schuhzeug traget!«

Monſieur Barbet lachte und ging auf den Spaß ein: »Wenn das die Urſache meines Übels iſt, will ich mir allerdings ein anderes Paar kaufen.«

Madame de Maintenon klagte über das Leben und ſagte, ſie möchte lieber ſterben.

Monſieur d'Aubigné verſetzte ihr: »Wollt Ihr am Ende noch mit Gott-Vater anbändeln?«

»Mein erſter Schatz waren Studenten«, ſagte eine Frau.

Monſieur de la Feuillade wurde bei der Belagerung von Landrecies von einer Musketenkugel getroffen. Die Chirurgen, die ihm Hilfe leiſteten, erklärten, die Verletzung ſei ſehr ſchwer, man ſehe ſogar das Hirn.

»Ah parbleu!« ſagte da la Feuillade, »ſo nehmt doch ein Stückchen davon heraus und bringet es Monſieur de Mazarin: der ſagt ja hundertmal des Tags, ich hätte keines.«

Mademoiſelle de la Force, eine berühmte Abenteurerin dieſer Tage, fing endlich einen jungen Mann, den Sohn des Präſidenten de Brion, und ſetzte, was ihr an Reizen noch verblieben war, ſo gut in Szene, daß ſie ihn zu einer heimlichen Trauung brachte, die übrigens bald darauf als nichtig erklärt wurde.

Die glückſelige Nacht war da, und der junge Liebende hatte es ſo eilig, daß ihn die Kammerfrau, die ihm behilflich geweſen, mahnen mußte: »Aber Monſieur! Ihr habt ja noch das Taghemd an. Das mag Mademoiſelle nicht leiden. Merket Euch: wenn man mit Mademoiſelle zu Bette geht, zieht man ſtets friſche Wäſche an.«

Die Herzogin d'Olonne kokettierte in Gegenwart ihres Liebhabers mit ihrem Gatten. Da verließ der Galan entrüſtet das Zimmer: »Parbleu! alles was recht iſt, aber das iſt zu ſtark!«

»Und als mein Mann heimkam, empfing ich ihn mit Liebkoſung, ich machte mich ſo hübſch als ich nur konnte, um ihm zu gefallen, kein böſes Wörtchen hörte er von mir, keine Unzufriedenheit, kein Zanken, kurz — ich tat, als wären wir gar nicht verheiratet.«

Ein Edelmann ſchenkte einem Dorfpfarrer in der Bretagne eine Stutzuhr. Die Bauern, die dergleichen noch nie geſehen hatten, meinten, es ſei die gefürchtete Salzſteuer, und ſchickten ſich an, dem Ding mit Steinen zu Leibe zu gehn. Zur rechten Zeit kam der Pfarrer dazu und überzeugte ſie, das ſei nicht die Salzſteuer, ſondern das Ablaßjahr, das der Papſt geſchickt habe. Worauf ſie ſich zufrieden gaben.

In Fontainebleau, vor Louis XIV, begann ein Kanzelredner ſeine Predigt: »Meine Lieben! Wir alle ſind ſterblich ...«, da fiel ihm der König ein, und er verbeſſerte ſich ſtotternd: »oder vielmehr: ... faſt alle von uns ... ſind ſterblich.«

Der Abbé Polignac war mit Louis XIV in Marly. Da fing es an zu regnen. Und der König machte den Abbé darauf aufmerkſam, daß ſein Gewand verderben würde.

»O Sire!« ſprach dieſer überzeugt, »der Regen von Marly gibt keine Flecken.

Mademoiſelle de Montpenſier kam mit ihrem Wagen in der Rue Saint-Honoré ins Gedränge. Das nützte ein Bettler, ſie anzuſprechen: »Habet Erbarmen mit einem armen Manne, der der Freuden dieſer Welt verluſtig ging.«

»Wirklich — Eunuche?« fragte die Prinzeſſin intereſſiert.

Die königliche Kapelle ſpielte das Miſerere von Lulli. Der König, und mit ihm der ganze Hof, hörte es knieend an. Nachher fragte er den Grafen Gramont, wie ihm die Muſik gefallen habe, und erhielt zur Antwort: »Sire, in den Ohren war ſie äußerſt lieblich, in den Knieen jedoch äußerſt derb.«

Louis XIV ſagte, er mache mit jeder Ernennung neunundneunzig Unzufriedene und einen Undankbaren.

Eine ſeiner »Capricen«, Mademoiſelle de L., verheiratete Louis XIV an Roquelaure, indem er ihm zugleich den Herzogstitel verlieh. Vier oder fünf Monate danach kam die Herzogin von Roquelaure mit einem Mädchen nieder.

»Willkommen, Mademoiſelle,« ſprach der Gatte, »obzwar ich Sie ſo früh nicht erwartet hätte.«

Man rühmte einem Bauern die Reichtümer des Königs von Frankreich. »Ich wette,« ſprach der Landmann, »ſo ſchöne Kühe als ich hat er nicht.«

Boſſuet gab ſich umſonſt die größte Mühe, den Dauphin dahin zu bringen, einen ordentlichen Brief zu ſchreiben. Der Prinz war unerhört faul. Seine Briefe an die Gräfin de Roure ſchloß er immer vorzeitig mit der Ausrede: »Der König läßt mich in den Staatsrat rufen.«

Als die Gräfin verbannt wurde, fragte ein Höfling den Dauphin, ob er die Gräfin nicht ſehr vermiſſe.

»O doch,« geſtand er, »ſogar ſchmerzlich, aber ich brauche wenigſtens keine Briefe mehr zu ſchreiben.«

Man wollte Molière tadeln, weil er im »Tartuffe« zum Prediger geworden ſei. Er ſagte: »Wenn man auf der Kanzel Komödie ſpielt, warum ſoll ich da nicht auf dem Theater predigen?«

Monſieur de Turenne hatte die Schlacht von Marienthal verloren und ſein junger Adjutant hörte nicht auf ſich zu betrüben. Abends aßen ſie gemeinſam in einer Mühle. Die Müllerin war hübſch, und der Marſchall ging mit ihr ſchlafen. Da er ſich noch einmal umwandte, ſah er das Geſicht des jungen Mannes voll Pein und Entrüſtung.

»Lieber Freund,« erklärte er, »im Unglück muß man ſich tröſten.«

Monſieur Guénot, der Hofarzt, ging einmal über den Pont au Change und geriet in ein Gedränge. Da ſagte ein Kärrner zu einem ſeiner Kameraden: »Laß dieſen Arzt durch, ich kenne ihn, es iſt der ſelbe, der uns den Gefallen erwieſen hat, den Kardinal hinüber zu befördern.«

Anno 1672, beim Rheinübergang, tat das Pferd des Marſchalls de Vivonne — Jean le Blanc hieß es, denn es war ein Schimmel — mitten drin einen Fehltritt und hätte ſeinen Herrn ſchier in den Strom geworfen. Mit aller Ruhe nahm Monſieur de Vivonne die Zügel feſter in die Hand und ſprach: »Allons, Jean le Blanc, willſt du einen Galeerengeneral im Süßwaſſer umkommen laſſen?«

Nach Turennes Tod wurden acht neue Marſchälle ernannt.

»Das iſt die Scheidemünze des Monſieur de Turenne«, bemerkte Madame Cornuel.

Fontenelle gab einem Menſchen, der ihn bei Weib und Kind jämmerlich beſchwor, ein ziemlich reichliches Almoſen. Als er bald darauf ausging, ſah er ſeinen Mann — kaum traute er ſeinen Augen — in einem Gaſthaus bei einer opulenten Platte friſcher Spargel. Er konnte ſich nicht enthalten, ihn zur Rede zu ſtellen.

Nach kurzem Beſinnen ſagte der Mann: »Verzeihen Sie, Monſieur! Sie haben wohl recht, aber ... wenn ich kein

Geld habe, kann ich auch keine Spargel eſſen, und hab' ich Geld, ſo ſoll ich keine eſſen. Wann alſo, wann ſoll ich dann Spargel eſſen!«

Fontenelle, der ſelbſt Spargel über alles liebte, konnte nichts mehr einwenden.

Die erſte Ehe des Marquis de Langey ward bekanntlich wegen ſeiner Impotenz geſchieden. Er ging eine zweite Ehe ein, der zwei Kinder entſproſſen. Langey tat damit Benſerade gegenüber groß und erhielt zur Antwort: »Ich, Monſieur, habe nie daran gezweifelt, daß Mademoiſelle de Navailles, Ihre erſte Frau, Mutter werden könnte.«

Patris hatte im Alter von achtzig Jahren eine ſchwere Krankheit überſtanden. Seine Freunde kamen, um ihm zu gratulieren, und drängten ihn, aufzuſtehn.

»Ach, liebe Herren,« ſprach der Dichter, »es iſt nicht mehr der Mühe wert, mich anzuziehen.«

Benſerade ſetzte ſich in der Akademie einmal auf den Platz Furetières, den er nicht leiden konnte, und verkündete: »Von dieſem Platz aus läßt ſich herrlich Blödſinn reden.«

»Nur zu!« rief Furetière, »der Anfang war ſehr gut.«

»Nur den Eſeln können meine Verſe nichts bedeuten« ſprach du Périer.

Und d'Herbelot zitierte: »Stultorum infinitus est numerus — der Eſel ſind unzählige.«

Meine Verſe koſten mich weing Mühe«, ſagte Marolles. Und Linières darauf: »Sie koſten was ſie wert ſind.«

Fontenelle hatte einen Operntext geſchrieben, in dem ein Prieſterchor vorkam. Der Erzbiſchof von Paris wollte dieſen Chor, der die Frommen ärgerte, verbieten laſſen.

Fontenelle jedoch erhob Einſpruch: »Er ſoll ſich nicht um meinen Klerus kümmern, ich kümmere mich ja auch nicht um ſeinen.«

Louis XIV fragte Boileau, was es mit dem Kanzelredner Letourneux für eine Bewandtnis habe: er höre, daß ihm alles nachlaufe, ob er denn ſo hervorragend ſei . . .

»Sire,« antwortete Boileau, »es iſt der Reiz der Neuheit: der Mann predigt das Evangelium.«

Ein Prediger von Saint-Merri predigte zu niemands Zufriedenheit. Nach dem »Amen« bemerkte da einmal Santeuil: »Im vorigen Jahre hat er's viel beſſer gemacht.«

»Da hat er doch noch gar nicht gepredigt«, berichtigte jemand.

»Eben!« verſetzte Santeuil.

Einen betrogenen Ehemann tröſtete Santeuil ſo: »Wenige ſterben daran, viele leben davon.«

»Ah, wie köſtlich, ſo friſche Wäſche am Leib!« ſagte der Marſeilleſe, als er ſein Hemd — wendete.

Ein Bauer wollte nicht zu dem Heiligen beten, der aus dem Birnbaum gemacht war, von dem er noch zwei Jahre zuvor Birnen gegeſſen hatte. »Ich hab' ihn als Birnbaum gekannt«, erklärte er.

Ein Mann wendete für die Pflege ſeines Bartes nicht weniger als drei Taler monatlich auf.

»Da koſtet der Bart ſchließlich mehr, als der ganze Kopf wert iſt«, meinte der Kardinal Campège.

An das letzte Lager des Erzbiſchofs von L. kam auch der Guardian der Kapuziner.

»Wer biſt du?« fragte der Biſchof.

»Pater X., Monſeigneur, unwürdiger Kapuziner«.

»Wenn du des Kapuziners unwürdig biſt,« verſetzte ihm der Biſchof, »weſſen biſt du dann würdig?«

Die frommen Mönche erwiſchten in ihrem Garten einen Jungen, der ihre Äpfel ſtahl. Sie holten den Vater, der über den ungeratenen Sohn in Klagen ausbrach und ihn ſchalt: »Wenn

du ſchon zu gar nichts taugen willſt, ſo werde nur gleich Kapuziner!«

Madame de Maintenon und Madame de Caylus gingen an dem künſtlichen See von Marly ſpazieren. Das Waſſer war ganz klar, und man ſah jeden Karpfen: die Fiſche bewegten ſich nur träge und ſchienen ſo traurig als ſie mager waren.

Madame de Caylus machte Madame de Maintenon darauf aufmerkſam, die erwiderte: »Es geht ihnen wie mir: ſie vermiſſen ihren Schlamm.«

»Ich bin fertig,« meinte einer, »mich freuen nur noch junge Mädchen, mir ſchmecken nur noch gute Weine, und ich fange gar an, am Evangelium Gefallen zu finden.«

An dem Unglückstage von Chiari blutete Catinat aus mehreren Wunden. Gleichwohl machte er alle Anſtrengungen, ſich mit den Truppen wieder zu vereinigen.

»Wohin ſollen wir uns wenden?« rief ihm ein Offizier zu, »der Tod iſt vor uns!«

»Und hinter uns die Schande!« erwiderte Catinat.

(Das war der ſelbe Catinat, vor dem ſelbſt Prinz Eugen ſich fürchtete. Der ſagte einmal: »Wenn die Franzoſen mit Villeroi daherkommen, werde ich ſie ſchlagen, kommen ſie mit Vendôme, werden wir uns ſchlagen, kommen ſie aber unter Catinat, ſo werde ich geſchlagen.«)



Advokaten
Von Honoré Daumier

Madame de la Vallière kam eines Tages zu dem alten Monſieur de Barbançon ‹der einſt ein hübſcher Mann geweſen›, um ſeinen ſchönen Garten zu ſehen. Im Spazierengehen geſtand er Madame, daß er einſt bis zur Raſerei in ſie verliebt geweſen war.

»Du lieber Gott!« rief ſie aus, »warum haben Sie den Mund nicht aufgetan? Sie hätten mich bekommen ſo gut wie die andern.«

Eine Dame fragte den Doktor Bouvart wegen eines neumodiſchen Heilmittels.

»Nehmen Sie's nur ſchnell,« riet er, »ſo lang es noch was hilft.«

Brueys hatte mit den Augen zu tun. Der König fragte ihn einmal, wie es damit ſtehe, er antwortete: »Sire, der Arzt ſagt, daß ich ſchon ein wenig beſſer ſehe.«

Der Doktor Vernage hängte ſeine Praxis an den Nagel. »Ich bin des Ratens müde«, ſagte er.

Malouin, der Arzt, bewunderte einen Kranken, der mit Sanftmut die bitterſten Arzneien ſchluckte.

»Ihr ſeid einmal des Krankſeins würdig!« rief er begeiſtert aus.

»Was iſt ein Arzt? Ein Arzt iſt ein Mann, der gegen gutes Geld im Krankenzimmer Poſſen treibt, bis daß die geſunde Natur den Kranken geheilt oder aber die Arznei ihn umgebracht habe.«

Monſieur de Prie kam im Zimmer des Königs einer Kerze zu nahe, ſo daß ſeine Perücke Feuer fing. Er tat, was einzig zu tun war: er ſchleuderte den Brand zu Boden und löſchte ihn mit den Füßen. Dann ſetzte er die Perücke wieder auf, ſie war nur wenig angeſengt, aber das ganze Gemach war mit abſcheulichem Geruch erfüllt.

Da kam der König. Er rümpfte die Naſe und ſagte, nicht wiſſend was es ſei, ohne jede Anzüglichkeit: »Es riecht übel hier, — wie nach verbranntem Horn.«

Nun ging ein Lächeln, dann ein Lachen durch das Zimmer, bis die ganze Geſellſchaft und der König mit laut wieherte. Der arme Hahnrei aber wußte ſich nicht anders zu helfen, als indem er davon eilte, ſo raſch ſeine Beine ihn trugen.

Der Graf de Grammont war ſterbenskrank, und ſeine fromme Frau holte Bourdaloue, der ihn ermahnte: »Das muß man glauben, und jenes muß man glauben.«

Der Kranke wandte ſich an ſeine Frau: »Wirklich, Komteſſe, muß man das glauben?«

»Ja, ja«, flehte ſie unter Tränen.

Und er, lächelnd: »Alſo, geſchwind: glauben wir's . . .«

Einer alten, ſchwer leidenden Dame ſuchte man das Sterben leichter zu machen, indem man ihr vorſtellte, daß ſie doch von all' ihren Schmerzen befreit würde.

»Wohl,« gab ſie zur Antwort, »aber das Totſein dauert ſo lange!«

Als der Finanzkönig Samuel Bernard zum Sterben kam, ſuchte ihn der Pfarrer Linguet durch Verſprechungen der Seligkeit zu einer Schenkung an die Kirche zu bewegen.

Aber Bernard ſagte nur: »Decken Sie doch Ihre Karten, Herr Abbé, ich ſehe ja Ihr ganzes Spiel!«

Vom Grab eines Arztes: »Hier liegt, durch den die andern liegen.«

Eine Hofdame fragte Bourdaloue, ob ſie ſündhaft handle, in die Comédie zu gehen.

»Das müſſen Sie wiſſen, Madame«, antwortete Bourdaloue.

Jemand bedeutete einem Manne, ſein Sohn ſei noch zu jung zum Heiraten, er ſolle doch warten bis er klüger geworden ſei.

»Mit nichten,« entgegnete der Vater, »jetzt muß er freien — denn hat er erſt einmal ſeinen Verſtand, ſo tut er's nicht mehr.«

Marc-Antoine Le Grand, der Schauſpieler und Dichter, wurde als Darſteller ſeines unglücklichen, häßlichen Geſichtes wegen ausgepfiffen. Aber er beſiegte das Publikum, indem er verkündete: »Meſſieurs, es iſt leichter für Sie, ſich an mein Geſicht zu gewöhnen, als für mich, es zu ändern.«

Monſieur d'Ablancourt war wieder in blindwütigem Spiel. Sein Kammerdiener zerrte ihn von hinten her vom Tiſche weg: »Sie verlieren unſer ganzes Geld,« lamentierte er, »und dann krieg' ich wieder meine Prügel!«

Boiſſy hatte in einer Broſchüre »Terpſichores Schüler« Fontenelle übel mitgenommen. Als er ihn nun brauchte, ging er hin zu Fontenelle, beteuerte ſeine Reue und bat um Verzeihung für das Buch.

»Tröſten Sie ſich,« ſprach Fontenelle, »ich habe das Buch nie geſehen und auch nirgends von ihm gehört.«

Seit zwei Tagen hatten die Truppen keine Fourage empfangen, aber kein Murren war zu hören. Nur, als der Marſchall Villars vorbeikam, baten ihn ein paar Soldaten um die Erlaubnis, ihm das Vaterunſer aufzuſagen. Wogegen er nichts hatte.

»Panem nostrum quotidianum da nobis hodie!« murmelten ſie nun fort und fort.

Ein französischer Tanzmeister fragte, ob denn Harley wirklich Graf von Oxford und Oberschatzmeister von England geworden sei. Man sagte ihm, es sei so.

»Das begreife ich nicht,« meinte der Tanzmeister. »Was die Königin an dem gefunden hat? Ich habe den Mann doch auch zwei Jahre lang unter den Händen gehabt und habe nichts aus ihm machen können.«

Nach der Schlacht von Ramillies sprach Louis XIV: »Hat denn der liebe Gott ganz vergessen, was ich für ihn getan?«

Die Höflinge aber fanden immer noch den Trost: »Wenigstens ist der König wohl, das ist die Hauptsache.«

Der Abbé Dangeau, von der Académie Française, setzte sein ganzes Leben an eine französische Grammatik und hatte für anderes weder Ohr noch Zunge. Einmal klagte man ihm über den unglücklichen Ausgang des letzten Feldzugs (es war gegen Ende der Regierung Louis XIV), er erwiderte: »Aber ich habe trotz allem zweitausend richtig konjugierte Verba in meiner Schachtel.«

UNTER DEM REGENTEN UND LOUIS XV

Der Mutter des Regenten widmete man die Grabſchrift: »Hier ruht der Müßiggang« — mit Anſpielung auf das Sprichwort, Müßiggang ſei aller Laſter Anfang.

Am Hofe des Prinzen Guéménée in Hautefontaine ward eine ſchüchterne junge Dame ob ihrer Zärtlichkeit für ihren Gatten zum Geſpött. Ein bejahrter Würdenträger, der Mitleid mit ihr hatte, ſprach ihr zu: »Madame, laſſen Sie ſich's nicht ſo zu Herzen gehn, Sie ſind ſehr hübſch, und das iſt ſchon ein Unrecht, immerhin eins, das man Ihnen noch verzeiht, aber wenn Sie Ihre Ruhe haben wollen, ſo verbergen Sie Ihre Neigung zu Ihrem Gatten: eheliche Liebe iſt das einzige, was hier nicht toleriert wird.«

Und als der Herzog de Guisnes ſeine beiden Töchter bei Hofe vorſtellte, ſprach er zu ihnen: »Bedenket, liebe Kinder, daß hierzulande das Laſter nichts zu bedeuten hat, daß aber die Lächerlichkeit tötet.«

Als Montazet in ſein Bistum Lyon einzog, gratulierte ihm eine alte Stiftsdame, eine Schweſter des Kardinals Tencin, zu ſeinem Glück bei den Damen, ſowie auch zu dem Kinde, das er von Madame Mazarin habe. Der Herr Erzbiſchof ſtellte alles in Abrede.

»Madame,« erklärte er, »das iſt die Verleumdung, die auch Sie nicht geſchont hat, meine Geſchichte mit Madame

de Mazarin iſt ſo wenig wahr als das, was man ſich von Ihnen und dem Kardinal erzählt.«

Die alte Dame lächelte und ſprach: »Alſo haben Sie das Kind doch.«

Die Gräfin de Grolie ſtarb mit 87 Jahren. Ihre Generalbeichte faßte ſie alſo zuſammen: »Ehrwürdiger Vater, ich bin jung und ſchön geweſen... das andre mögt Ihr Euch denken.«

Madame de Prie, die Geliebte des Regenten, hatte durch wucheriſchen Aufkauf aller Kornvorräte eine Volksnot gezeitigt, die einen Aufſtand hervorrief. Eine Kompagnie Musketiere ſollte auf die »Canaille« feuern.

Der Hauptmann aber — d'Avigau hieß der Brave — trat vor die Menge, in der einen Hand den Hut, in der andern den Befehl, und rief: »Meſſieurs, Mesdames! Laut Befehl habe ich auf die *Canaille* zu feuern. Ich bitte daher alle anſtändigen Leute, ſich zuvor zu entfernen.«

Und gleich war das ganze Volk in Sicherheit.

Als Monſieur Law mit ſeinem Finanzſyſtem ganz Frankreich den Kopf verdrehte, und der Abbé Terraſſon, der mit dieſem Syſtem reich geworden war, zur Verwunderung ſeiner Freunde nüchtern blieb, erklärte dieſer: »Meine Freunde, ich garantiere für mich bis zu einer Million.«

Canillac, ein Vertrauter des Regenten, ſagte zu Law: »Ihr habt mir mein Syſtem geſtohlen: ich mache auch Zettel, gebe ſie gleichfalls in Kurs und — zahle ſie ebenfalls nicht.«

Einige Damen von Stand trafen Monſieur Law in ſeiner Wohnung, als er eben eiligſt das Zimmer verlaſſen wollte. Er bat ſie um Urlaub, und da ſie ihn mit Gewalt hielten, erklärte er ihnen: »Mesdames, ich bitte tauſendmal um Verzeihung, aber wenn Sie mich nicht gehen laſſen, muß ich berſten, denn ich habe ein ſo dringendes Bedürfnis, daß ich's nicht länger halten kann.«

Die Damen gaben zur Antwort: »Gut! Tun Sie ſich keinen Zwang an, Monſieur, wofern Sie uns nur anhören.« Und er ſchlug ſein Waſſer ab, während ſie ihn umſtanden.

So berichtet die Pfalzgräfin und fügt hinzu: »Es iſt ungeheuerlich, er ſelbſt hat ſich halb krank dabei gelacht. Ihr ſeht, wie weit die Sittenloſigkeit in Frankreich gediehen iſt.«

Die Pfalzgräfin erzählt: »Als mein Sohn eine Herzogin verlangte, die ſeine Töchter nach Genua begleiten ſollte, riet ihm jemand aus ſeiner Umgebung: Monſieur, wenn Sie eine Auswahl von Herzoginnen haben wollen, ſo ſchicken Sie nur zu Madame Law, dort ſind ſie alle beiſammen.«

Eine Tochter des Regenten ſchrieb an ihren Vater um eine Gunſt, ſie nannte ſich in dem Briefe, da ſie Äbtiſſin war, eine »Braut Chriſti«.

Der Herzog ſchrieb zurück, er ſei mit ſeinem Schwiegerſohn ſchon allzulange zerfallen, um deſſen Geſpons noch etwas zu gewähren.

Der Kutſcher Monſieur Laws hatte einen erheblichen Gewinn gemacht und wollte ſeine Stelle verlaſſen. Sein Herr willigte ein unter der Bedingung, daß er ihm einen guten Nachfolger beſorge. Andern Tages kam der reich gewordene Lakai und brachte zwei Individuen mit: ſie ſeien beide gleich gut, erklärte er, Monſieur Law habe nur zu wählen, den andern — gleich welchen — nehme er dann ſelbſt.

Als ſie ihr Ende nahen fühlte, ſprach Mademoiſelle Raucourt: »Jetzt kommt meine letzte Szene, ich will ſie mit Anſtand ſpielen.«

Als der junge Voltaire aus der Baſtille entlaſſen wurde, in der er wegen eines Angriffs auf den Regenten vier Monate verbracht hatte, ſagte ihm der Regent: »Bewahrt nun Vernunft, und ich will mich Eurer annehmen.«

»Untertänigſten Dank!« habe Voltaire entgegnet, »aber ich bitte Eure Hoheit inſtändig, ſich um meine Wohngelegenheit nicht mehr zu bemühen.«

Wer kennt nicht die ſchöne Gräfin de Sabran, die den Regenten ſo lang in Banden gehalten hatte? Nachdem ſie

ein ungeheures Vermögen durchgebracht, war ſie eine Zeit lang ohne alle Habe und beſaß nichts als Schulden: bei ihrem Fleiſcher, ihrem Bäcker, ihren Jungfern, ihren Kammerdienern, ihrer Schneiderin, ihrem Schuſter. Dieſer letzte kam eines ſchönen Tages, um zu ſehen, ob er nicht doch etwas erlangen könnte.

»Mein Sohn,« erklärte ihm die Gräfin, »ich bin ſchon lange in deiner Schuld, ich weiß es, aber was ſoll ich machen? Ich habe keinen Sou! ſieh ſelbſt, wie völlig verarmt und entblößt ich bin« — hier kehrte ſie ſich um, hob die Röcke und zeigte dem Schuſter in der Tat ihre ganze Blöße.

Betroffen zog der gute Mann ab und ſtammelte: »Wahrhaftig, ja, 's iſt wahr.«

Ein Adelsnarr verordnete, daß ſein Geſinde fortan an den Mauern des Schloſſes das Waſſer abzuſchlagen habe, — ſeitdem er bemerkt hatte, wie es um das Schloß von Verſailles roch.

Monſieur de Saint-Germain bemerkte gegenüber Louis XV: »Soll man die Menſchen achten, darf man weder Beichtiger, noch Miniſter, noch Polizeileutnant ſein.«

»Noch König!« ergänzte Louis XV.

Ein Herzog beklagte ſich bei ſeiner Schwiegermutter über die Untreue ſeiner Gattin. Und mit völliger Kaltblütigkeit

wies ihn die alte Dame zurecht: »Aber, Monſieur! Sie machen viel Lärm um nichts, da war Ihr Herr Vater kein ſolcher Spielverderber!«

In einer engen Straße gerieten die Karoſſen des Monſieur de Lauragais und des Präſidenten de Barentin an einander, und die Kutſcher machten ſich die freie Bahn ſtreitig. Endlich ſtreckte Madame de Barentin ihr häßliches Geſicht zum Wagenfenſter heraus und überhäufte Monſieur de Lauragais mit Vorwürfen über ſeine Unritterlichkeit.

»Aber, Madame!« verſetzte dieſer, »hätten Sie ſich nur früher gezeigt! Ich verſichere Sie: mein Kutſcher und meine Pferde wären ſofort zurückgewichen.«

Der Marſchall de Villars ſchätzte einen guten Tropfen aufs höchſte. Als er 1734 in Italien war, ſollte er dem König von Sardinien ſeine Aufwartung machen, kam aber ſo betrunken zur Audienz, daß er bei der Verbeugung vor dem König das Gleichgewicht verlor, doch nicht ſo ſeinen Witz: »So befinde ich mich auf die allernatürlichſte Weiſe zu den Füßen Eurer Majeſtät«, ſprach er.

Das Schiff, das den Chevalier de Lordat trug, wollte, ſchon im Angeſicht der Küſte Frankreichs, ſinken. Und Lordat konnte nicht ſchwimmen. Nun war aber unter den Matroſen ein ausgezeichneter Schwimmer, der trat vor und erbot ſich,

den Chevalier zu retten: er ſolle mit ihm über Bord ſpringen und ſich an ſeinem Bein feſthalten. Lange ſchwammen ſie ſo und kamen vorwärts, allmählich aber ließen die Kräfte des Mannes nach, der Chevalier merkte es und ermunterte den Schwimmer. Doch dieſer erklärte ſchließlich, er müſſe es aufgeben, ſie ſeien beide verloren.

»Und wenn du allein wäreſt?« fragte Lordat.

«Vielleicht könnt ich mich dann noch retten.«

Und augenblicklich ließ der Chevalier von dem Manne und verſank.

Der Nuntius Quirini kam zum Kanzler d'Agueſſeau. »Hier alſo«, ſcherzte er, »werden die Waffen gegen Rom geſchmiedet?«

»Nein, Monſieur,« erwiderte der Kanzler, »aber die Schilde.«

Kurz bevor Louis XV zu Madame de Pompadour in Beziehung trat, nahm dieſe an einer Hofjagd teil. Nach der Jagd hatte der König die Gewogenheit, ihrem Gatten, Monſieur d'Etioles, ein prächtiges Hirſchgeweih zu verehren, welches dieſer in ſeinem Speiſezimmer aufhängte mit der Aufſchrift: »Geſchenk des Königs an Monſieur d'Etioles«.

Sterben — bemerkte der Marquis d'Argenſon — Sterben iſt eine gar ſchwere Sache, und doch iſt noch jedermann, wenn es darauf ankam, mit ihr fertig geworden.

Der Herzog d'Ayen ſtand bei Fontenoy an der Seite des Königs. Da trug man einen Pagen ſeines Vaters, des Marſchalls de Noailles, zum Tode verwundet, vorbei.

»Armer kleiner Tor,« ſprach der Herzog, »warum wicheſt du von der Seite deines Herrn? Du lebteſt noch!«

Boindin und ſeine Freunde vom Café Procope hatten ſich, um freier ſprechen zu können, einen eigenen Jargon gemacht. Die Seele hieß Marot, die Religion Javotte, die Freiheit Jeanneton, Gott-Vater Monſieur de l'Être.

Da miſchte ſich einmal ein verdächtig ausſehendes Individuum, das zugehorcht hatte, ins Geſpräch: »Darf man wohl fragen, wer dieſer Monſieur de l'Être iſt, an dem die Herren gar ſo viel auszuſetzen haben?«

Boindin diente ihm: »Das war ein Polizeiſpitzel, Monſieur.«

Aus dem Teſtament des Grafen de Preux, Oheims der Madame d'Epinay: »Was mein Begräbnis angeht, ſo ſollen ſie mich hintun wo ſie wollen, was Teufel ſchert mich's? Ich wünſche nur, daß es eher verſchwenderiſch als knauſerig ſei. Keine Gebete! Ich habe kein Vertrauen auf ſie. Es kommt darauf an, ſolange man lebt, Werke zu tun, und zwar möglichſt gute, und nicht darauf, die Pfaffen plärren zu laſſen, wenn man tot iſt.«

Als Damiens nach ſeinem mißglückten Attentat auf den König gevierteilt wurde, — es war anno 1757 — hieben die

Henker ſo wütend auf die vier Gäule ein, daß die Tochter des Bankiers Bouret, die auch bei dem Schauſpiel war, ihnen voll Empörung zurief: »Die armen Pferde!«

Der Marſchall de Broglie ſetzte ſich tollkühn den feindlichen Kugeln aus und war nicht zu bewegen, ſich in Sicherheit zu bringen. Da blies ihm Monſieur de Jancourt ins Ohr: »Monſieur le maréchal, wenn Sie fallen, übernimmt Monſieur de Routhe das Kommando.« Und eiligſt zog ſich de Broglie zurück, denn Routhe war der unfähigſte der Generäle.

Einer ſang das Lob der Steuereinnehmer, er ſagte, daß nur ſie es ſeien, die den Staat noch hielten.

»In der Tat,« beſtätigte ein anderer, »dieſe guten Leute halten Frankreich, genau wie der Strick den Gehenkten.«

Der Generalpächter La Popelinière zeigte ſeinen Freunden ein Haus, das er ſoeben gebaut hatte.

»Wenigſtens wird man mir nicht vorwerfen können, ich hätte es auf Koſten des Volkes gewonnen«, rühmte er ſich.

»Abwarten, Freund!« ſagte jemand, »es iſt noch nicht möbliert.«

Man erzählte Diebsgeſchichten. Die Reihe kam an Voltaire. Seine Geſchichte war die kürzeſte:

»Es war einmal ein Steuerpächter.«

Als Voltaires Mérope aufgeführt wurde, hatte er zu beanſtanden, daß Mademoiſelle Dumesnil in der großen Auseinanderſetzung mit Polyphonte im vierten Akt weder Kraft noch Feuer genug aufbrachte.

»Um das Ihnen recht zu machen, müßte man ja den Teufel im Leib haben!« meinte Mademoiſelle Dumesnil gekränkt.

Und Voltaire, begeiſtert: »In der Tat, Mademoiſelle: den Teufel im Leib! Das iſt's, was jeder Künſtler, um groß zu ſein, braucht.«

»Iſt Er da, Pierre? Was macht Er?«
»Nichts, Monſieur.«
»Und Jean? Wo ſteckt Er?«
»Hier, Monſieur.«
»Und was treibt Er?«
»Monſieur, ich helfe Pierre.«

Duclos ſprach davon, wie ein jeder ſich das Paradies nach ſeiner Art und Weiſe zurecht mache.

Madame de Rochefort meinte: »Das Eurige, Duclos, ſetzt ſich alſo folgendermaßen zuſammen: Brot, Wein, Käſe und die Nächſtebeſte«.

»Nichts Zimperlicheres heutzutag«, äußerte Duclos in einem Salon, »als die galanten Dämchen! Sie glauben ſich zu rehabilitieren, indem ſie bei der geringſten Anzüglichkeit

in der Unterhaltung aufkreiſchen.« Daraufhin gab er ein ziemlich gewagtes Geſchichtchen zum beſten, ſodann ein eigentlich ſchlüpfriges. Als er noch ein drittes anfangen wollte, mahnte ihn Madame de Rochefort: »Seht Euch vor, Duclos: Ihr haltet uns wirklich für zu anſtändig!«

Einige Monate nach dem Tode Monſieur Geoffrins kam einer der Stammgäſte ſeiner Tafel nach längerer Abweſenheit wieder in das Hotel der Rue Saint-Honoré. »Was iſt denn aus dem alten Herrn geworden,« fragte er die Frau des Hauſes, »der immer am Ende der Tafel ſaß und nie ein Wort ſagte?«

»Der alte Herr war mein Gatte und iſt geſtorben,« ſagte ſie kühl.

In einer Geſellſchaft ward Monſieur de Richelieu verläſtert: er habe die Gunſt zahlreicher Frauen in Anſpruch genommen, ohne eine einzige zu lieben.

»Ohne zu lieben?« griff da die Marquiſe de Saint-Pierre lebhaft ein. »Wer ſagt das? — ich kenne eine Frau, zu der ihm dreihundert Meilen nicht zu weit geweſen ſind.« In ihrem Eifer fuhr ſie fort: »Er trug ſie auf den Armen zum Bette mit einer wilden Leidenſchaftlichkeit und ... drei Tage haben wir verweilt.«

Der Prinz Conti hatte den Abbé de Voiſenon zu Tiſche geladen, und der Abbé hatte die Einladung vergeſſen. Als

es ihm endlich einfiel, eilte er zum Prinzen, um ihn um Verzeihung zu bitten, aber Seine Hoheit wandte ihm den Rücken.

»Ah, Monſeigneur!« rief da der Abbé vergnügt, »man hatte mir geſagt, Sie ſeien mir böſe, und ich ſehe: dem iſt nicht ſo.«

»Wie!«

»Hoheit zeigen mir den Rücken, und das pflegen Sie doch Ihren Feinden gegenüber nicht zu tun!«

In einem Staatsrat, dem der König vorſaß, ſchlief der Siegelbewahrer Monſieur Mérilhon ein. Der Herzog von Orléans legte ihm, um ihn zu wecken, die Hand aufs Knie.

»Laß das, Sophie,« ſagte der Schläfer halb im Traum, »das kitzelt.«

La Condamine war unerhört neugierig. Er kam einmal zur Herzogin von Choiſeul, als ſie eben an ihrem Schreibtiſche ſaß, und konnte nicht widerſtehen, hinter ſie zu ſchleichen und ihr über die Schulter zu ſehen. Madame de Choiſeul, die es wohl merkte, fuhr in ihrem Briefe ruhig alſo fort: »Ich würde Ihnen gern noch mehr davon erzählen, ſtünde nicht Monſieur La Condamine hinter mir, um mir ins Konzept zu ſehen.«

»Oh, Madame!« proteſtierte da der Gelehrte laut, »das iſt nicht wahr, ich habe kein Wort geleſen.«

Digitized by Google

Monſieur de Voltaire ſagte einmal, eine Aufnahmerede in der Académie Françaiſe ſetze ſich gemeinhin aus vier bis fünf Hauptſätzen zuſammen, nämlich aus folgenden: daß der Kardinal Richelieu ein großer Mann ſei, was indes, zweitens, den Kanzler Séguier nicht hindere, auch ein großer Mann zu ſein, ungerechnet, drittens, die Größe von Louis XIV, daß aber, viertens, namentlich der Akademiker, dem nachzufolgen man die Ehre habe, ein ſehr großer Mann geweſen ſei, wie übrigens auch der Direktor, der Sekretär und die ſämtlichen Mitglieder der Akademie, und daß, fünftens, der Aufzunehmende ſelbſt denke, dieſer Geſellſchaft würdig zu ſein.

Der Graf d'Argenſon machte den Monſieur Bignon zum Bibliothekar des Königs.

»Monſieur,« ſagte er zu ihm, »da haben Sie eine ſchöne Gelegenheit, das Leſen zu lernen.«

Der Kutſcher und der Lakai des Marquis Biron hatten den Diener des Schauſpielers Baron geprügelt. Baron ging zu Biron und klagte: »Ihre Leute, Herr Marquis, haben die meinen mißhandelt!«

Und erhielt die einzige Antwort: »Mein guter Baron, warum haſt du Leute?«

In der Akademie wurde der Disput einmal ſo lebhaft, daß man ſein eigen Wort nicht mehr verſtand. Da erhob

Monſieur de Mairau ſeine Stimme zu dem Vorſchlag: »Meſſieurs, wie wär's, wenn immer nur vier zugleich ſprächen?«

Fontenelle ſagte nach ſeiner Aufnahme in die Academie: es gebe jetzt nur noch neununddreißig Menſchen in der Welt, die mehr Geiſt hätten als er.

Piron dagegen: »Ihrer vierzig mit Geiſt für viere!«

Bei einer Sammlung in der Académie Françaiſe fehlte einmal ein Louisdor. Auf ein wegen ſeines Geizes bekanntes Mitglied fiel der Verdacht, den Beitrag vorenthalten zu haben, aber der Verdächtigte beteuerte, er habe den Louis beigeſteuert.

Der Sammler ſagte ſchließlich: »Ich habe es zwar nicht geſehen, aber ich glaube es.«

Monſieur de Fontenelle indes ſprach das letzte Wort: »Ich hab es zwar geſehen, aber ich glaube es nicht.«

Piron hatte einmal alle Mühe, zu einer öffentlichen Sitzung der Academie zu gelangen. »Da iſt es wahrlich ſchwerer, ins Lokal zu kommen, denn in die Mitgliedſchaft!« ſchalt er.

In Marmontels »Kleopatra« ward ein mechaniſches Kunſtſtück Vaucanſons verwendet: eine Schlange, die mit wirklichem Ziſchen auf die Königin losfuhr.

Nach der Vorſtellung ſprach man über das Stück, und einer, den man um ſein Urteil fragte, ſagte: »Ich bin ganz der Meinung jener Schlange.«

Bei der Vorſtellung eines Stückes mit vielen Reminiſzenzen nahm Piron fortwährend den Hut ab. Man meinte, er ſei verrückt geworden.

»Alte Bekannte!« erklärte er und grüßte weiter.

Was iſt ein Kardinal? »Ein Kardinal iſt ein rot angezogener Pfaffe, der 100000 Taler vom Könige bezieht, um ſich im Namen des Heiligen Vaters über ihn luſtig zu machen.«

In Beziehung auf die geiſtlichen Pfründner von 200000 Livres Rente bemerkte Prinz Conti: »Der liebe Gott wird doch ſchlecht bedient um ſein Geld.«

Einmal nahm Prinz Conti einen großen Schwätzer in ſeine Karoſſe, da ſie einen Weg hatten. Bald lag der Prinz, gelangweilt durch das endloſe Gerede, im Schlummer. Als der Schwätzer das merkte, rüttelte er den Schläfer ſachte auf.

»Eh! Monſieur,« wehrte ſich dieſer, »entweder laſſen Sie mich ſchlafen, oder Sie ſchläfern mich nicht ein.«

Madame du Deffand ſagte zu Pont de Veyle: »Nun ſind wir ſeit vierzig Jahren gut Freund: ich glaube, weil wir einander immer gleichgültig geweſen ſind.«

»Mir ſcheint, Madame,« beſtätigte Pont de Veyle, »Sie haben recht.«

Madame de Brionne hatte ein Verhältnis mit dem Kardinal de Rohan. Als ſie es löſte, um ſich an den Herzog von Choiſeul zu hängen, gab es eine heftige Szene, in deren Verlauf die Gräfin dem Kardinal drohte, ihn zum Fenſter hinabwerfen zu laſſen.

»Ich kann ſehr wohl die Treppe hinabgehen, die ich ſo oft heraufgeſtiegen bin«, entgegnete dieſer kalten Blutes.

Der Erzbiſchof von Paris, Chriſtophe de Beaumont, fragte Piron: »Haben Sie ſchon meinen Hirtenbrief für den Dauphin geleſen?«

»Nein, Monſeigneur,« ſagte Piron, »und Sie?«

Dem Biſchof von Bayonne machte Piron das Kompliment: »Monſeigneur, ich habe eine große Verehrung für die Schinken Ihrer Diözeſe.«

Der Pfarrer von Saint-Sulpice ſprach einmal mit Piron. »Monſieur Piron,« ſagte er, »Euern Herrn Vater habe ich gut gekannt, der gute Mann hatte die längſten Arme, die ich je geſehen.«



Das Licht des Jahrhunderts (Voltaire)
Silhouette von Hubert

»Schade,« verſetzte ihm der Dichter, »daß er nicht noch Eure Finger daran gehabt hat: ich wäre wohl reicher.«

Prinz Conti iſt ungemein häßlich, ſeine Frau ebenſo geiſtvoll. Als er einmal verreiſen mußte, empfahl er ſeiner Gattin ſcherzend, ihn während ſeiner Abweſenheit nicht zum Hahnrei zu machen.

»Wo denkt Ihr hin, Monſieur!« ſagte ſie, »geht unbeſorgt, ich habe nie das Verlangen danach, als wenn ich Euch ſehe.«

Ein andermal wagte die Prinzeſſin Conti ihrem Gemahl gegenüber die Bemerkung: »Ich kann Prinzen von Geblüt machen ohne Euch, aber Ihr könnt es nicht ohne mich.«

»Ihr beſchuldigt mich,« ſagte Piron zum Abbé Prévoſt, »ich hätte Euern ‚Mémoires d'un homme de qualité' die intereſſanteſte Situation meines ‚Guſtav Waſa' entnommen. Nun aber ſeid Ihr es, lieber Autor, der ſie aus dem ‚Abbé de Vertot' geholt hat.«

»Den habe ich nie geleſen«, behauptete Prévoſt.

»Ha, und wer ſagt denn, zum Teufel, daß man Euch geleſen habe?«

Die Lacher waren nicht auf Seiten des Abbés.

Ein Verteidiger ließ ſich in einem Scheidungsprozeß alſo hinreißen: »Ein Mann kann häßlich ſein, er darf es, aber es

gibt auch hier Grenzen. Meſſieurs! dieſe Grenzen hat Monſieur X. geradezu bei Seite geſetzt. Kann ein Mann der Welt häßlicher ſein —«

Hier gebot ihm der Präſident Einhalt: »Herr Anwalt, Sie vergeſſen ſich!«

Monſieur de Lauragais ließ den Polizeileutnant, der ihn erſucht hatte, bei ihm vorzuſprechen, wiſſen: »Wenn Sie mir etwas zu ſagen haben, Monſieur, ſo haben Sie die Güte, zu mir zu kommen, ich bin weder Metze, noch Straßenkot, noch Laterne.«

Der Herzog von Nivernois war mit der Gräfin Rochefort ſo eng verbunden, daß er Abend für Abend zu ihr kam. Als er dann Witwer wurde und ſie Witwe, meinte einer der Freunde des Herzogs, es wäre nun doch einfacher, den Bund durch die Ehe zu beſchließen.

»Ich habe auch ſchon daran gedacht,« erwiderte Nivernois, »aber wo ſollte ich dann meine Abende verbringen?«

Die königlichen Töchter wurden, ſolange ſie noch nicht getauft und benannt waren, lediglich numeriert, ſozuſagen: Madame Première, Madame Seconde, Madame Troiſième, und ſo weiter, alle drei empfingen erſt 1737 die Taufe, dabei war die Première ſchon 1727 geboren.

Anno 1737 wurde Louis XV die Geburt einer neuen Tochter verkündet, während er doch einen Herzog von

Anjou erwartet hatte. Ob ſie Madame Septième heißen ſolle, fragte man.

»Madame Dernière!« rief er grob.

Es iſt verbürgt, daß eine der kleinen Mesdames de France im Spiele mit ihrer Wärterin plötzlich inne hielt, deren Hand lang betrachtete und mit ungläubigem Erſtaunen rief: »Wie! Du haſt fünf Finger wie ich?« und ſie immer wieder nachzählte, um ſich der Wirklichkeit zu verſichern.

Der Abbé Fleury war verliebt in die Marſchallin de Noailles. Die aber behandelte ihn mit Verachtung. Als er Premierminiſter wurde, brauchte ihn die Marſchallin. Nun erinnerte er ſie an ihre Härte.

»Aber Monſeigneur!« rief ſie voll Ehrlichkeit, »wer hätte das wiſſen können?«

Nach der Niederlage, die er bei Krefeld erlitten hatte, gab der Graf von Clermont ſeinem Pferde die Sporen und ſprengte bis nach Noyon. Am Stadttor fragte er den wachhabenden Offizier: »Sind viele Flüchtlinge gekommen?«

»Nein, Monſeigneur,« ward ihm zur Antwort, »Ihr ſeid der erſte.«

Man unterhielt ſich, nicht eben achtungsvoll, von den Feinſchmeckereien verſchiedener Souveräne.

»Was ſollen ſie denn anderes tun, die armen Könige,« meinte der gute Monſieur de Bréquigny, »als eſſen!«

Man klatſchte reichlich bei Monſieur d'Aligre und man dinierte kärglich.

»Eh parbleu!« ſchalt Monſieur de Lauragais, »ich habe es ſatt, meinen Nächſten auf trockenem Brot zu verzehren.«

Nach einer anderen Verſion, die Grimm berichtet, ſagte er: »Wahrhaftig! wenn man hier nicht wenigſtens ſeinen Nächſten verſchlänge, könnte man Hungers ſterben.«

Monſieur de Fontenelle aß leidenſchaftlich gern Spargel, und zwar in Öl. Da kam einmal einer ſeiner Freunde unverhofft zu ſeinem Dîner. Dieſer Freund vertrug das köſtliche Gericht nur mit Butter, und ſo brachte Fontenelle das ſchwere Opfer, ihm die Hälfte ſeiner Spargel abzutreten und mit Butter zu beſtellen.

Kurz vor Tiſch nun wird dem Gaſt unwohl, er ſinkt ohnmächtig zu Boden. Fontenelle aber ſpringt auf, ſtürzt zur Küche und ſchreit: »Alle in Öl! Alle in Öl!«

Ein Spruch vom Abbé Morellet: »Einen getrüffelten Indian muß man zu zweit verzehren, ich tue es nie anders. Heut habe ich wieder einen, zu zweien: der Indian und ich.«

Der Doktor Colladon beobachtete den Abbé Tronchin beim Gebete: wie er viel demütiger als ſonſt darein verſunken war.

»Monſieur!« ſprach er zu ihm, »Sie ſtehen vor dem Bankerott, zahlen Sie mich!«

In der Aude, einem Departement Südfrankreichs, war eine Überſchwemmung, bei der ein Haus ganz abgeſchnitten wurde. Die bedrängte Familie packte ihre Koſtbarkeiten zuſammen, darunter auch den Schinken, den Hausſchatz jener Gegend, und flüchtete, Hilfe erwartend, aufs Dach. Aber die Sache ſah verzweifelt aus, und Vater und Mutter lamentierten: »Wir müſſen ſterben! Wir müſſen ſterben!«

Da zupfte die kleine Enkelin die Großmutter am Rock und ſagte: »Aber nicht wahr, Großmutter, vorher eſſen wir noch den Schinken.«

Bei Madame du Châtelet hatte Voltaire einmal den kleinen Mignot, den ſpäteren Abbé, auf dem Schoß, er ſpielte mit ihm und gab ihm auch Belehrungen:

»Weißt du, mein Junge, um mit Männern zu Streich zu kommen, bedarf man der Frauen, um aber die zu gewinnen, muß man ſie kennen, und da mußt du dir merken, daß alle Frauen falſch ſind und ſchlecht.«

»Wie! alle Frauen! was ſagt Ihr da!« rief Madame du Châtelet zornig.

»Madame,« entgegnete Voltaire, »Kindheit iſt zu heilig, um belogen zu werden.«

Der Pater Berthier klagte einmal: »Ach Gott! Dieſer Voltaire allein hat mehr Eifer, die Religion zu zerſtören, als alle zwölf Apoſtel hatten, ſie aufzurichten.«

Auf ſeinem Arbeitstiſch hatte Voltaire ſtets eine Bibel liegen.

»Wer einen Prozeß führt,« ſagte er, »muß immer den Schriftſatz der Gegenpartei zur Hand haben.«

Als Voltaire in Ferney mit einem Bekannten ſpazieren ging, kam ihnen eine häßliche Kröte in den Weg.

»Pfui, ein Fréron!« rief der Bekannte mit Abſcheu. (Fréron war ein Gegner Voltaires.)

Aber Voltaire verwies den Schmeichler: »Was hat Euch das arme Tier getan, daß Ihr es beſchimpft?«

Es gab Leute, die bei jeder Gelegenheit auf die Religion losfuhren.

»Die bringen es noch ſo weit, daß ich in die Meſſe gehe«, ſagte Duclos.

Im Franziskanerkloſter zu Lyon findet ſich folgende hübſche Moraltabelle:

Noli	omnia quae	Hüte dich zu	alles was du
concupiscere	vides	begehren	ſiehſt
credere	audis	glauben	hörſt
dicere	scis	ſagen	weißt
facere	potes	tun	kannſt

Auf der Rückfahrt von Choiſy ſtürzte der Kammerdiener Seiner Majeſtät rücklings von der Calèche und brach das Genick.

Der König beugte ſich läſſig zurück und ſchalt: »Herrgott! Nimmt denn mein Pech gar kein Ende?«

Als man Louis XV die Ankunft der Marie-Antoinette in Straßburg meldete, fragte er Bouret, der im Gefolge des Botſchafters war: »Wie fandet Ihr Madame la Dauphine?

»Sire, dieſe Prinzeſſin iſt entzückend: ſie hat wundervolle Augen, einen Teint —«

»Hat ſie Buſen?«

»Sire, ich habe mir nicht erlaubt, meine Blicke ſo weit vorzuwagen.«

»Ihr ſeid ein Dummkopf, Bouret: da fängt man doch an!«

Der Graf de Fortia Piles erzählt, wie der Marſchall de Richelieu durch eine halboffene Türe ſeine Gemahlin in der verfänglichſten Poſition mit ſeinem Stallmeiſter ſah. Er habe die Türe ſachte zugezogen, ſei ins Vorzimmer zurückgetreten und habe nach einem Diener gerufen, der ihn anmelden könnte. Nach angemeſſener Friſt erſt ſei er wiedergekommen und habe ſeiner Gattin ganz im ſtillen den Vorwurf gemacht: »Wie unvorſichtig, Madame! — Kein Kammerdiener um den Weg! Seien Sie froh, daß nur ich es war.«

Ein Höfling wollte Beaumarchais in beleidigender Weiſe an ſeinen früheren Uhrmacherberuf erinnern. Die Uhr in der Hand, trat er ihn mit der Aufforderung an, ſie auszubeſſern: »Sie verſtehen ſich ja auf das Handwerk.«

»Ich bin herzlich ungeſchickt geworden, ſeit ich dieſe Kunſt aufgegeben habe«, entgegnete Beaumarchais.

Der Höfling gibt nicht nach, er wiederholt ſein Anliegen nur noch dringlicher und unverſchämter als das erſtemal.

»Gut denn — aber ich habe Ihnen im Vorhinein geſagt, daß ich ſehr ungeſchickt geworden bin.« Mit dieſen Worten nimmt Beaumarchais die Uhr und läßt ſie auf den Boden fallen, wo ſie zerſplittert: »Sie ſehen, wie recht ich hatte, Sie vor meiner Ungeſchicklichkeit zu warnen.«

Das Begräbnis der Madame de Pompadour war an einem Regentag. Der König ſah vom Fenſter aus zu.

»Sie hat ſchlechtes Reiſewetter«, war alles, was er ſagte.

Mademoiſelle Autier ſtudierte die Rolle einer verlaſſenen Geliebten und ſpielte ſie äußerſt kühl, ſo daß der Autor ganz außer ſich geriet.

»Aber, Mademoiſelle,« drang er in ſie, »was täten Sie denn, wenn Sie wirklich in dieſer Lage wären, wenn Ihr Geliebter Sie wirklich ſitzen ließe?«

»Ich?« meinte Mademoiſelle Autier, »was ich täte? Ich würde vermutlich einen andern nehmen.«

Diderot erzählt von einer Dame: Sie ſtarb an einer ſchändlichen Krankheit, die nicht von Langeweile kam. Der Prieſter, der ihr beiſtand, ermahnte ſie: »Ein bißchen Ergebung, Madame! Bringen Sie Ihr Leiden Gott zum Opfer dar.«

»Ein nettes Präſent, fürwahr!« erwiderte die Kranke.

Das Hündlein der Madame du Deffand biß einmal eine ſchöne Beſucherin ins Bein.

»Hoffentlich wird das liebe Tierchen nicht angeſteckt!« bemerkte die Herrin.

Zwiſchen Madame Despartes und Louis XV entſpann ſich folgender Dialog:

»Bei allen meinen Kreaturen biſt du gelegen.«

»Ah Sire!«

»Den Herzog von Choiſeul haſt du gehabt.«

»Er iſt ſo mächtig!«

»Den Marſchall Richelieu.«

»Er hat ſo viel Geiſt!«

»Mainville —«

»hat ein ſo wunderſchönes Bein.«

»A la bonne heure, und der Herzog von Aumont?«

»O, Sire, der iſt Eurer Majeſtät ſo ergeben!«

Ein junger Provinziale, ohne Namen und Vermögen, verliebte ſich ſterblich in Mademoiſelle Dorvieux. Er erklärte

ſich ihr ſchriftlich und mündlich, auf alle mögliche Art und Weiſe, ohne Erhörung zu finden. Schließlich warf er ſich ihr zu Füßen und beſchwor ſie unter Tränen, ihm doch ein bißchen Liebe zu ſchenken:

»Verſagen Sie mir dieſes Almoſen nicht, ich flehe Sie an.«

»Es iſt unmöglich, Monſieur,« bekannte ſie, »ich habe ſchon meine Armen.«

Die Dubarry galt für die Tochter eines Mönches. Als nun einmal am Tiſche des Herrn de Choiſeul die Rede auf die religiöſen Orden kam und weidlich dagegen losgezogen wurde, wehrte der Herzog:

»Sprechen wir nicht weiter ſchlecht von den Mönchen, ſie machen uns doch ſo hübſche Kinder.«

Beauzée ertappte ſeine Frau mit einem Liebhaber. Dieſer rief erſchrocken: »Hab ich's nicht geſagt, daß es Zeit ſei, zu gehen!«

»Sagen Sie wenigſtens: Zeit geweſen wäre!« ſtöhnte der Grammatiker.

Madame de Forcalquier wollte ſich von ihrem Manne, der ihr eine Ohrfeige verabreicht hatte, ſcheiden laſſen. Sie befragte einen Anwalt und ward abgewieſen, da die Ohrfeige nicht bezeugt werden konnte. Sie eilt heim, ſtürmt ins Kabinett ihres Gatten und appliziert ihm eins an die Backen.

»Hier, Monſieur,« ſagte ſie dazu, »haben Sie Ihre Ohrfeige wieder, ich kann nichts damit anfangen.«

Auf die beträchtlichen Penſionen anſpielend, die Villars bezog, fragte Louis XV den Sieger von Denain: »Wie viel gewinne ich eigentlich, wenn Ihr das Zeitliche ſegnet?«

»Sire,« antwortete Villars, »ich weiß es nicht, ich weiß nur, wie viel der ſelige König zu verlieren geglaubt hätte.«

Eine Herzogin, die im Prozeſſe lag, ging zu einem der Räte, der ihr Referent ſein ſollte, um ihm ihre Sache zu empfehlen. Ganz im Geſpräch ſtreichelte ſie ſchmeichelnd die Katze des Rates. Als ſie aber erfuhr, daß der Mann mit ihrer Sache nichts zu tun habe, war ſie ſehr entrüſtet.

»Das iſt ſtark!« ſchalt ſie, »— Sie ſind nicht einmal mein Referent, und ich gebe mich mit Ihrem Katzenvieh ab!«

Der Graf d'Argenſon, ein Mann von Hofe, rühmte ſich: »Meine Feinde werden mir nichts anhaben, denn es gibt hier keinen, der ſerviler wäre als ich.«

»Ach, ich Unglückliche!« ſeufzte eine andere prozeſſierende Dame, »ich weiß nicht, wie ich an meinen Referenten herankommen ſoll: er hat weder Beichtvater noch Mätreſſe.«

Piron hatte einmal am Karfreitag des Guten zu viel getan und ſtand nicht mehr ſicher auf den Beinen. Als ihm ein Freund darüber Vorhalt machte, meinte er: »An einem Tag, an dem die Gottheit ſelber fällt, kann auch die Menſchheit wohl ins Wanken kommen.«

Gallet hatte die Waſſerſucht. Als es zu Ende ging, kam ein Prieſter, um ihm die letzte Ölung zu geben. Gallet aber ſchickte ihn weiter mit den Worten:

»Oho, Herr Abbé, Ihr wollt mir die Sohlen ſchmieren? iſt nicht nötig: ich reiſe per Waſſer.«

Der Graf d'Argenſon hatte als Polizeileutnant mit dem Pamphletiſten Desfontaines zu tun, der ſich wegen ſchmählicher Elaborate verantworten wollte.

»Aber, Monſeigneur!« rief er ſchließlich aus, »ich muß doch leben!«

»Ich ſehe keine Notwendigkeit«, war die Anwort.

Eine Stunde nach ſeiner Entlaſſung ſchrieb Monſieur d'Argenſon an Monſieur Jeannelle, den Intendanten der Poſten: »Mein lieber Jeannelle, wenn Sie ſich meiner noch erinnern, bitte ich Sie, ...«

Bei dieſer Gelegenheit ſprach übrigens Louis XV ein Wort, das ihm Ehre macht:

Ein Kavalier, der ſtets ein eifriger Liebediener des Grafen geweſen war, kam händereibend und erzählte ſchadenfroh, er habe ſoeben das Gepäck des Monſieur d'Argenſon abfahren ſehen.

Der König zuckte nur leicht die Achſeln und ſprach verächtlich: »Und der Hahn krähte.«

Es zählte einer ſeine Goldſtücke: »Ein Freund, zwei Freunde, drei Freunde«, uſw.

Der Abbé Terraſſon erklärte dem Prieſter, der an ſeinem Sterbebett ſtand: »Monſieur, ich bin zu ſchwach, um Ihnen Rede zu ſtehen, fragen Sie, bitte, Madame Leynet, ſie weiß alles.« Madame Leynet war ſeine Haushälterin.

Der Beichtiger aber drang in ihn und fing an, ihn zu verhören: »Nun, beſinnen Sie ſich einmal... ſind Sie in Ihrem Leben ausſchweifend geweſen?«

»Madame Leynet,« fragte der Kranke, »bin ich ausſchweifend geweſen?«

»Ein bißchen«, antwortete Madame Leynet.

»Ein bißchen, Herr Abbé«, gab der Kranke weiter.

Der Graf de Caylus hatte eine große und freimütige Abneigung gegen Ärzte und Pfaffen, und er ſtarb auch, ohne den einen und den andern in die Hände zu fallen. Einſtmals

packte ihn eine gefährliche Krankheit. Seine Angehörigen ſtanden um das Bett und ſuchten eine Wendung, ihm den Sakramentsempfang nahezulegen.

»Ich merke wohl,« ſagte der Kranke, »daß Ihr mir vom Heil meiner Seele ſprechen wollt.« Alle wurden ſichtlich froh bei dieſen Worten. »Aber,« fuhr er fort, »ich muß euch mein Geheimnis offenbaren: ich — ich habe nämlich keine.«

Alle wichen entſetzt zurück und bekreuzten ſich. Und trotz aller Ermahnungen blieb der Kranke dabei, daß er keine Seele habe und das doch ſelber beſſer wiſſen müſſe als andere Leute.

Monſieur d'Aiguillon war Miniſter des Äußern geworden. Und zwar auf folgende Art:

Madame Dubarry ſagte ihm, er habe ſich morgen zum König zu verfügen, um ihm für ſeine Ernennung zu danken. Zum König aber ſagte ſie: »Monſieur d'Aiguillon wird morgen kommen, um Ihnen für ſeine Ernennung zum Miniſter des Äußern zu danken.« Der König entgegnete kein Wort.

Als d'Aiguillon andern Tages aus Angſt nicht zur Audienz gehen wollte, zwang ihn Madame. Er ging, der König entgegnete nichts, und Monſieur d'Aiguillon trat ſofort ſein neues Amt an.

Jemand wollte Montesquieu eine ſchwer glaubliche Sache einreden.

Digitized by Google

»Ich geb' Euch meinen Kopf, wenn es nicht wahr iſt!« beteuerte er.

»Ich akzeptiere!« erwiderte Montesquieu, »kleine Geſchenke erhalten die Freundſchaft.«

An Duclos' Sterbelager kam ein Prieſter namens Chapeau. Er ging eilig darauf aus, den Kranken zur Erfüllung ſeiner kirchlichen Pflichten zu bewegen, und ſagte, er habe das Viatikum gleich mitgebracht.

»Wie heißen Sie doch, Herr Abbé?« fragte Duclos, ihn unterbrechend.

»Ich heiße Chapeau«, antwortete der Prieſter verdutzt.

»Richtig! Nun: bin ich ohne Hoſen zur Welt gekommen, ſo brauch ich, wenn ich ſie nun verlaſſe, auch keinen Chapeau.«

Maria Thereſia fragte Maupertuis, ob er die Königin von Schweden kenne, »ſie ſoll die ſchönſte Fürſtin der Welt ſein«, bemerkte ſie.

»Madame,« antwortete Maupertuis galant, »ich hatte das bis auf den heutigen Tag geglaubt.«

Diderot erzählt: »Ein Kavalier unſerer Tage hatte zwei Prozeſſe, den einen mit ſeiner Frau, die wegen ſeiner Impotenz geſchieden ſein wollte, den andern mit ſeiner Mätreſſe, die ihn bezichtigte, er habe ſie zur Mutter gemacht.

Er kalkulierte: Beide Prozeſſe kann ich ja nicht verlieren, denn hat meine Mätreſſe ein Kind von mir, ſo bin ich nicht impotent, und meine Frau verliert, bin ich aber impotent, ſo hab ich meine Mätreſſe nicht geſchwängert, und ſie verliert.

Jedoch: er verlor den einen Prozeß wie den andern, da beide getrennt verhandelt wurden.«

Der Abbé de Beauvais geißelte einmal die Ausſchweifungen der alten Sünder.

»Nun, Marſchall,« ſagte der König, als ſie die Kapelle verließen, und nahm Richelieu am Arm, »iſt's Ihnen nicht ſo vorgekommen, als ob der Abbé einige Steine in Ihren Garten geſchleudert hätte?«

»Ich geſteh's. Und zwar hat er ſie ſo kräftig geſchleudert, daß etliche davon bis in den Park Eurer Majeſtät geflogen ſind.«

Der Prinz d'Hénin machte Sophie Arnould den Hof, was Monſieur de Lauragais erboſte. Er konſultierte in aller Form einen Arzt, der ihm beſtätigen ſollte, ob man an Langeweile ſterben könne, ſodann einen Advokaten, der ihm ſagen ſollte, ob die Abſicht, einen Menſchen durch irgend ein Mittel, welches auch ſei, umzubringen, als Verbrechen gelte. Beide gaben zuſtimmende Gutachten ab, auf die geſtützt Monſieur Lauragais ausſprengte, der Prinz trachte Sophie Arnould nach dem Leben.



Der Beichtstuhl

Steinzeichnung von Le Poitevin

Die Prinzeſſin d'Hénin ward von ihrem Manne der Mademoiſelle Arnould zuliebe bei Seite geſetzt. Sie nahm die Sache aber niemals tragiſch und behauptete ſogar, die berühmte Schauſpielerin ſelbſt ſei die Rächerin ihrer Leiden. Sie liebte ihren Gatten eben genug, um ihn nicht zu haſſen, es war ihr ganz recht, daß er — wie ſie ſagte — »ſeine Beſchäftigung« hatte.

»Hat denn der Herr Prinz zu tun?« fragte mit boshafter Naivität Madame de Clermont.

»Wenigſtens nicht bei mir«, parierte die Prinzeſſin mit aller Kaltblütigkeit.

Man hielt ſich auf über einen Marquis, der Prügel bekommen hatte, ohne den Handel auszutragen. Mademoiſelle Arnould ſagte: »Der Herr Marquis war eben klug genug, ſich nicht um das zu kümmern, was hinter ſeinem Rücken paſſierte.«

Eine große Dame, Sechzigerin beiläufig, hatte einen jungen Mann dunkler Herkunft zum Liebhaber.

»Bah!« ſagte ſie, »eine Dame von Rang iſt für einen Bürgerlichen nie älter als dreißig.«

D'Alembert ſtand ſchon auf der Höhe ſeines Ruhmes, als er einmal mit dem Präſidenten Hénault und Monſieur Pont de Veyle bei Madame du Deffand zuſammen kam.

Ins Zimmer trat ein Arzt namens Fournier. Der begrüßte zuerſt die Dame des Hauſes mit den Worten: »Madame, ich habe die Ehre, Ihnen meine größeſte Ergebenheit zu Füßen zu legen.« Drauf wandte er ſich zu dem Präſidenten: »Monſieur, ich habe die Ehre, Sie zu begrüßen.« Zu Monſieur Pont de Veyle ſagte er mit einer Verbeugung: »Ihr ergebenſter Diener, Monſieur.« Und endlich zu d'Alembert, ſo nebenbei: »Bonjour, Monſieur.«

Madame de Jully ſagte zu Madame d'Epinay: »Eine Frau zu ſtudieren wäre verlorene Mühe für einen Mann und für uns überflüſſiges Beginnen, denn wir ſind ja einander alle gleich und kennen unſer Geheimnis.«

Marmontel erzählt: Eine unſerer hübſcheſten Pariſerinnen, zum erſten Mal à la mode beſchuht, machte am Abend die Entdeckung, daß ihre neuen Schühlein in einem einzigen Tage zerriſſen waren. Sie ließ den Schuhmacher kommen und war höchſt ungnädig.

Der Mann nahm den zerriſſenen Schuh zur Hand und prüfte ihn lang und nachdenklich. »Ah!« ſprach er endlich, »Madame iſt am Ende zu Fuß gegangen?«

Der Graf de Broglie wollte Diderot wegen ſeines ſchwarzen Anzuges lächerlich machen. Er fragte ihn, ob er für die Ruſſen trauere.

»Wollte ich eine Nation betrauern,« verſetzte Diderot, »ſo brauchte ich nicht in der Ferne zu ſuchen.«

Der berühmte Levret wurde an den Hof gerufen, um die Dauphine zu entbinden.

»Nun, Levret,« meinte Monſieur le Dauphin, »Ihr werdet glücklich ſein, Madame la Dauphine entbinden zu dürfen: das wird Euern Ruf begründen.«

Ruhig erwiderte der Arzt: »Wenn mein Ruf nicht begründet wäre, ſtünde ich nicht hier.«

Die Gräfin de Sabran tat den Spruch: »Bei der Schöpfung muß dem lieben Gott ein Stück Dreck abgefallen ſein, draus er die Fürſten und Lakaien machte.«

»Ich geſtatte dir alles,« ſagte ein Mann zu ſeiner Frau, »ausgenommen die Fürſten und die Lakaien.«

Die Marquiſe de N. hatte einen von der Natur ſehr ſtiefmütterlich behandelten Gatten und einen bildſchönen Sohn.

»Alſo wirklich,« ſagte ſie einmal, »je mehr ich den Jungen betrachte, deſto mehr glaube ich, daß mir's einmal paſſiert iſt, in meinem Vorzimmer einzuſchlafen.«

Der Prince de Ligne machte ſeine Witze über einen Kanal, den Katharina in Zarskoje Selo hatte anlegen laſſen.

Eines Tages ſuchte ein Mann in dem Waſſer ſeinen Tod, und Katharina erzählte dem Prinzen die Neuigkeit.

»Wirklich?« rief der Prinz, »in dem Kanal Eurer Majeſtät hat er ſich ertränkt?«

»Was ſagen Sie dazu?« fragte die Kaiſerin.

»Der Schmeichler!«

»Der Tod hat uns vergeſſen«, ſagte eine Neunzigjährige zu dem fünfundachtzigjährigen Fontenelle. — »Pſt!« machte er und legte den Finger auf den Mund.

Drei Tage vor ſeinem Tode ſprach er: »Ich hätte nicht geglaubt, daß ich ſo viele Umſtände machen würde.« Und kurz darauf noch: »Nun iſt es aber Zeit, daß ich gehe: ich fange an, die Dinge zu ſehen, wie ſie ſind.«

Als man ihn zu Grabe trug, ſtand eben Piron, der ſein Nachbar war, am Fenſter. »Nichte!« ſchrie er, »Nichte, komm und ſieh! etwas Unerhörtes: der gute Fontenelle geht aus — und nicht ins Wirtshaus!«

Piron, blind geworden auf ſeine alten Tage, ging mit ſeinem Nichtchen in den Tuilerien ſpazieren. Die Leute lachten, und als Grund gewahrte das Mädchen eine gewiſſe Unpünktlichkeit in Pirons Anzug.

»Oheim!« raunte ſie, »jedermann gafft uns an ... ſo bedecket doch Euer ... Eure Geſchichte!«

»O, liebes Kind,« ſprach der Dichter, »dieſe Geſchichte iſt a längſt im Reiche der Fabel.«

»Wie geht es?« fragte La Place den todkranken Piron.

»Es? — *ich* gehe!« war die Antwort.

Monſieur de Vintimille meditierte über die Schwangerſchaft ſeiner Frau: »Ich weiß wahrhaftig nicht, wer ihr dieſes Kind gemacht hat, entweder war's der König, oder der Herzog d'Ayen, oder Forcalquier, ... oder hat ſie am Ende mein Kammerdiener mit mir verwechſelt.«

Monſieur de Montbrun zeigte Monſieur de Maurepas ſeine Verlobung an und fragte ihn, was er davon halte.

»Daß das eine recht annehmbare Verbindung iſt,« war die raſche Antwort, »die Demoiſelle iſt guter Herkunft, hat Vermögen, Talente, iſt ſchön, — was wollen Sie mehr?«

»Ja, aber glauben Sie, daß ich glücklich mit ihr ſein werde?«

»Oh!« meinte Maurepas, »das hängt von ihrem erſten Liebhaber ab.«

Ein Mann in zweiter Ehe bedauerte unabläſſig den Verluſt ſeiner erſten Frau.

»Glaube mir, Freund,« ſagte die Zweite, »ihr Tod iſt für niemand ſchmerzlicher als für mich!«

Ein ſchlechter Kerl drohte einer Frau mit der Veröffentlichung ihrer Liebesbriefe.

»Monſieur, ich hätte mich lediglich der Adreſſe zu ſchämen«, entgegnete ſie.

Man erzählte von Madame X.: die Laune habe ſie angewandelt, wieder bei ihrem Ehemann zu ſchlafen.

»Vielleicht ein Schwangerengelüſte«, meinte Madame du Deffand.

Suard und der Präſident de Montesquieu führten einmal Religionsgeſpräche.

Der letztere ſagte: »Geſtehen Sie, Monſieur Suard, daß die Beichte eine gute Einrichtung iſt.«

»Meinetwegen,« erwiderte Suard, »aber geſtehen auch Sie, Herr Präſident, daß die Abſolution eine ebenſo ſchlechte iſt.«

Die Religion ſank von Tag zu Tag, ſo daß Voltaire einmal bemerkte: »Es iſt immerhin ärgerlich, denn womit ſoll ſich dann unſer Witz befaſſen?«

»Oh!« erwiderte Monſieur Sabatier de Cabre, »tröſten Sie ſich: Ihnen werden die Gelegenheiten ſo wenig ausgehen wie die Mittel.«

»Monſieur,« entſchied Voltaire, »nulla salus extra ecclesiam!«

Ein Edelmann aus dem Dauphiné ſagte, um die Suprematie des Adels zu bekräftigen: »Denken Sie an all das Blut, das der Adel auf den Schlachtfeldern vergoſſen hat!«

Ein Mann vom dritten Stand entgegnete: »Und das Blut des Volkes? — war das Waſſer?«

Der Adel, ſagen die Adligen, iſt ein Bindeglied zwiſchen dem König und dem Volk.

Chamfort erläutert: Wie der Jagdhund das Bindeglied iſt zwiſchen dem Jäger und den Haſen!

Der König ſprach mit dem Marſchall de Biron über die Finanznot.

Der Marſchall fragte: »Will Eure Majeſtät drei Millionen gewinnen ohne alle Unkoſten, an einem einzigen Tag und mit dem Beifall des ganzen Volkes?«

»Wie das?« fragte der König.

Der alte Marſchall ſprach: »Eure Majeſtät laſſe auf weitem Feld einen Galgen aufrichten und den Kanzler Maupeou dran hängen. Ein Taler Schaugeld pro Perſon, und drei Millionen ſind im Augenblick beiſammen.«

Das Vaterunſer aus dem Jahre 1771:

Vater unſer, der du biſt in Verſailles, geſchmäht wird dein Name, dein Reich iſt erſchüttert, dein Wille geſchieht auf

Erden ſo wenig mehr als im Himmel, gib uns wieder unſer täglich Brot, das du uns genommen, vergib deinen Parlamenten, die deine Intereſſen verraten haben, wie du auch vergibſt deinen Miniſtern, die ſie verkauften, falle nicht mehr in die Verſuchung der Dubarry, ſondern erlöſe uns von dem Übel des Kanzlers. Amen.

Gelegentlich der letzten Reiſe Voltaires nach Paris, wo er 1778 ſtarb, ſagte Mercier: »Ihr habt alle Zeitgenoſſen in jeder Weiſe ſo übertroffen, daß Ihr auch Fontenelle in der Langlebigkeit übertreffen werdet.«

Darauf Voltaire: »Ah! — Monſieur Fontenelle war eben Normanne, er hat ſelbſt die Natur überliſtet.«

Nichts verändert den Stil eines Schriftſtellers ſo ſehr wie ſein Tod, ſprach Voltaire. Er meinte: in den Augen der Zeitgenoſſen.

Als der Abbé Terray bei Winteranfang mit einem Pelzmuff erſchien, ſagte Mademoiſelle Arnould: »Was braucht der einen Muff? hat ja doch die ganze Zeit ſeine Hände in unſern Taſchen!« Er war Finanzminiſter.

Monſieur de Voltaire ſpielte einmal mit einer frommen Dame Piquet. Da kam ein Gewitter, beim erſten Rollen des Donners fing ſeine Partnerin an zu zittern, bat, daß man

die Jalouſien herablaſſe, die Vorhänge ſchließe, bekreuzte ſich und ſagte, ſie fürchte ſich an der Seite eines Frevlers, den der liebe Gott in ſeinem Zorn mit einem Blitzſtrahl ſtrafen könnte.

Empört ſtand Voltaire auf und ſprach: »Madame, ich habe in einem einzigen meiner Verſe mehr Gutes von Gott geſagt als Sie in Ihrem ganzen Leben von ihm denken können!«

»Eine ausgezeichnete Perſon!« rühmte Sophie Arnould von einer Frau, »hat eine Vorliebe für jedermann.«

»Ihr Buch iſt zum Verbrennen verurteilt,« berichtete man Voltaire.

»Um ſo beſſer!« erwiderte er, »Bücher ſind wie Kaſtanien: je mehr man ſie röſtet, deſto beſſer gehen ſie.«

Voltaire ſagte: »Wenn es keinen Gott gäbe, müßte man ihn erfinden.«

Worauf Diderot: »Was man auch tat.«

Der Erzbiſchof von Rheims hörte auf dem Sterbelager lange ſeinem Beichtiger zu, dann flüſterte er ihm ins Ohr: »Der Teufel hole den von uns beiden, der ein Wort davon glaubt.«

Digitized by Google

Zur Arnould ſagte jemand: »Man gibt Ihnen fünfzig Jahre.«

»Aber ich nehme ſie nicht,« erwiderte ſie.

Hubert hatte eine ganze Sammlung von Voltaire-Bildniſſen gemacht. Ein Feind des Philoſophen ſchrieb darunter: »Tot capita, tot sensus — So viel Köpf, ſo viel Sinn!«

Der Baron de la Houze aus der Gascogne hatte dem Papſt Clemens XIV einen Dienſt erwieſen, worauf Seine Heiligkeit fragte, wie ſie ihm danken könnte. Der Baron — ein Gascogner, wie geſagt — bat um eine Reliquie. Der Papſt war einigermaßen erſtaunt über die ſeltſame Bitte, die er aber, da ſie nicht viel koſtete, gern gewährte. Nun hatte Monſieur de la Houze eine Beſitzung in einer gar mageren Gegend der Pyrenäen, aus der er faſt keine Einkünfte bezog. Dahin ließ er ſeinen Heiligen bringen. Bald geſchahen Zeichen und Wunder, und das Einkommen des Barons wuchs aufs Dreifache.

Eine Dame hatte mit dem Chevalier Lorenzi an einem Sonntag Vormittag um 11 Uhr eine Unterredung, nach deren Verlauf ſchlug die Dame dem Chevalier vor, ſie in die Meſſe zu begleiten. Und er frägt, mit ehrlichem Staunen: »Lieſt man ſie denn noch immer, die Meſſe?«

Digitized by Google

In der Umgebung des Königs ſprach man einmal über den ungehörigen Verkehr mehrerer Damen der Hofgeſellſchaft mit bürgerlichen Literaten und Künſtlern. Am meiſten entrüſtete ſich eine alte Herzogin.

»Wie!« rief ſie entſetzt, »Damen von Rang empfangen dergleichen ganz familiär in ihrem Hauſe? O pfui! wie ſchrecklich! Aber das iſt ja ſchändlich! Zu meiner Zeit empfing man das höchſtens im Bett, ... im Antichambre, aber im Salon — nie! — nie!«

»Es iſt unglaublich,« beſtätigte Monſieur de Caſtries ſehr ungehalten in der Zeit, da Diderot und Rouſſeau ihren Streit hatten, »man ſpricht von nichts anderem mehr als von dieſen Leuten, Leuten ohne Stand, ohne Haus und Hof, Leuten, die unterm Dache hauſen, — daran gewöhnt man ſich nicht.«

Madame de M. ward von dem Vicomte de Noailles verlaſſen. Sie war untröſtlich und verſchwor ſich: »So viele Liebhaber ich auch noch haben werde, ſo wie den Vicomte de Noailles werde ich keinen mehr lieben.«

Ein Jeſuit machte Rouſſeau Komplimente und fragte ihn nach dem Geheimnis ſeiner Kunſt.

»Dieſes Geheimnis«, ſagte Rouſſeau, »hat für Sie doch keinen Wert: es beſteht darin, nie anders zu ſchreiben als man denkt.«

Der Erzbiſchof von Paris gab ſich alle erdenkliche Mühe, Louis XV in ſeiner letzten Krankheit zur Beichte zu bewegen.

Der Marſchall de Richelieu, der dabei war, fuhr endlich dazwiſchen: »Herr Erzbiſchof,« ſagte er, »wenn es Euch gar ſo juckt, eine Beichte zu hören, ſo kommet mit mir in ein Eckchen: ich will Euch beichten, und wahrlich, meine Beichte ſoll Euch ganz anderen Spaß machen als die des Königs.«

Louis XV lag auf dem Sterbebett. Lorry, der mit Bordeu an das Lager berufen wurde, gebrauchte bei ſeiner Ordination das Wörtlein »muß«.

Der König ſtieß ſich daran und murmelte, den Kopf leiſe ſchüttelnd, mit ſchwacher Stimme immerfort: »Muß! muß!...«

Beim Tode des Königs ſagte Sophie Arnould, mit Anſpielung auf den Rückzug der Dubarry: »Nun ſind wir alſo Vollwaiſen.«

LOUIS XVI
UND DIE REVOLUTION

Digitized by Google

Louis XVI verlangte von Monſieur de Bièvre, einem bekannten Witzbold, ein geiſtreiches Wort auf ſich ſelbſt.

»Le roi n'est pas un sujet«, ſagte de Bièvre.

Eine Dame fragte den Prinzen de Ligne, wovon der gute Ruf abhänge.

»Madame, faſt immer von Leuten, die keinen haben.«

Ein Abbé adligen Geblütes trug ſeinen Stolz ſelbſt über die Stufen des Altares. Er hörte hinter ſich, als er die Meſſe feierte, ziemlich laut ſprechen. Entrüſtet wandte er ſich um und verwies: »Meſſieurs, man könnte meinen, es läſe euch der Nächſtbeſte die Meſſe!«

Im Théâtre Français wurde in den Tagen des Prozeſſes Goezmann Beaumarchais' »Eugenie« aufgeführt. Ein Stutzer im Parkett fand das Stück unter aller Kritik, nachdem er ſeinem Sitznachbar ſein ſcharfes Urteil über das Drama bekanntgegeben, äußerte er ſich noch ſchärfer über den Autor: er komme — ſo erzählte er laut — ſoeben von Monſieur d'Argental, bei dem er einen Brief Voltaires vorleſen hörte, in dem der Alte von Ferney unbegreiflicher Weiſe anzweifle, daß Beaumarchais ſeine drei Frauen umgebracht habe. »Aber«, fuhr er fort, »die Tatſache gilt trotzdem allen Parlamentsräten ſo gut wie erwieſen.«

Der Angeredete gab ſeinen Nachbarn lächelnd ein Zeichen, das Geſpräch nicht zu unterbrechen, alles erhebt ſich, da erwidert er kalt: »Die Tatſache, daß dieſer Menſch ſeine drei Frauen vergiftet hat, iſt, obwohl er nur zweimal verheiratet war, ſo gewiß, wie es dem hohen Parlament bekannt iſt, daß er ſeinen braven Vater als Ragout verzehrt, nachdem er ſeine Mutter zwiſchen zwei dick aufgeſtrichenen Butterbroten erſtickt hat. Und ich bin deſſen um ſo gewiſſer, als ich ſelbſt dieſer Beaumarchais bin, der Sie ſofort auf die Zeugenſchaft aller Anweſenden hin feſtnehmen laſſen würde, wenn ich an Ihrer verſtörten Miene nicht ſähe, daß Sie kein abgefeimter Schurke ſind, ſondern nur einer jener Schwätzer, die man zur Verbreitung von Ehrabſchneidereien zu ihrem eigenen großen Schaden als Botenläufer verwendet.«

Beaumarchais fand allgemeinen Beifall, der andere machte ſich eilig aus dem Staube.

Der Schauſpieler Deſeſſart, ein Koloß, hatte ein Duell mit dem Komiker Dugazon. Auf dem Kampfplatze malte dieſer mit Kreide einen anſehnlichen Kreis auf Deſeſſarts Bauch und ſagte: »Man muß die Chancen ausgleichen: was außerhalb des Kreiſes iſt, zählt nicht.«

Da lachte man und ging zum Déjeuner über.

Monſieur de Boynes, der ſoeben zur Marine berufen wurde, geriet in eine Oper, in der ein Schiff über die Bühne fuhr.

Digitized by Google



Merveilleuses

Kolorierte Zeichnung von C. Vernet

Digitized by Google

»Sein Glück!« bemerkte da die Arnould, »ſo bekommt er doch einen Begriff von der Sache.«

Anno 1778 redete ein Pfaffe dem Herrn Voltaire ins Gewiſſen. Der hörte ihn eine Weile ruhig an und fragte dann nur, in weſſen Namen er ſich erlaube ...

»In weſſen Namen? im Namen Gottes, Monſieur!«

»Wo haben Sie Ihr Beglaubigungsſchreiben, Monſieur l'abbé?«

Nach der Aufführung der »Iphigenie« von Gluck meinte ein Begleiter des Abbé Arnaud, es ſeien ſchöne Stücke in dem Werk.

»Nur ein einziges!« widerſprach der Abbé. Und auf die Frage des andern »welches?« —: »Das ganze!«

Ein Kutſcher ward zur Strafe der Bemakelung verurteilt. Der Richter verkündete die übliche Formel: Im Namen des Königs und des Geſetzes bemakle ich Euch und erkläre Euch für ehrlos. Drauf folgte dieſer Dialog:

Der Kutſcher: »Wie? Monſeigneur! werd ich alſo meine Karoſſe nicht mehr führen dürfen?«

Der Richter: »Nichts hindert Euch.«

Der Kutſcher, voll Staunen: »Ja, dann ſcher ich mich den Teufel drum!«

Der Richter, im Abgehen: »Ich auch.«

Ein Burgunder Bauer kam zu ſeinem Gutsherrn. Der ſetzte ihm, wie es der Brauch iſt, ein Glas Wein vor. Der Trank war recht mittelmäßig, aber der Bauer ſchnalzte doch mit der Zunge und lobte: »Ein guter Tropfen, Monſieur! Wirklich ein guter Tropfen!«

Der Herr war ganz verdutzt und nahm eine andre Flaſche zur Hand, diesmal ein ausgezeichnetes Gewächs. Jetzt ſchlürfte der Weinbauer nur in ſtiller, ſtummer Andacht.

»He!« mahnte nun der Herr nach dem erſten Glas, »vorhin machtet Ihr weiß Gott was für Komplimente, und zu dem da ſagt Ihr kein Wort . . .«

»Ha!« lachte der Bauer, »der da hat's auch nicht nötig.«

Man erzählte, ein Kapuziner ſei von Wölfen angefallen und aufgefreſſen worden.

»Die armen Tiere!« klagte Sophie Arnould, »der Hunger muß doch etwas Entſetzliches ſein.«

Ein Bauer kramte im Beichtſtuhl alles aus, was er in ſeinem Leben getrieben, Gutes, Schlechtes und Gleichgültiges.

»Ich will nur Eure Sünden wiſſen«, belehrte ihn der Pfarrer.

»Darin kenne ich mich nicht aus, Hochwürden,« erwiderte der gute Mann, »ich ſag Euch alles, nehmet halt, was Ihr brauchen könnt.«

Im Beichtſtuhl fragte ein frommer Pater ein hübſches Beichtkind nach ſeinem Namen.

»Mein Name iſt keine Sünde, Herr Pater«, ſprach das Mädchen gefaßt.

Ein reicher Edelmann entbrannte für ein ganz armes Mädchen. Anfangs glaubte er ſich den Feſſeln dieſer Liebe entſchlagen zu können, und verließ ſeine Herrin zu wiederholten Malen, aber jedesmal kehrte er inbrünſtiger zu ihr zurück. Schließlich ſprach er zu ſich: »Es bleibt mir nichts übrig, als ſie zu ehelichen, um dieſe Liebe los zu werden.«

Ein Ehemann ertappte ſeine Frau mit dem Prinzen N., zog ſich aber diskret zurück.

»Wenigſtens gibt ſie ſich nicht mit Pöbel ab«, ſprach er.

Veſtris, der Gott des Tanzes, wie er ſich nannte, äußerte: »Ich kenne in dem Europa der Gegenwart nur drei Männer, die einzig ſind in ihrer Art: Den König von Preußen, Voltaire und mich.«

Calonne ſagte, nach glücklich erfolgtem Pump, zu Louis XVI: »Sire, wir haben das Geld, jetzt handelt ſich's drum, es wieder los zu werden.«

Louis XVI gab Monſieur de Cubières eine Ohrfeige und ſandte gleich hinterdrein, um es wieder gut zu machen, einen

ſchönen Hengſt, der ſoeben aus Konſtantinopel angekommen war.

»Der König hat mich geohrfeigt, das iſt ja wahr,« erzählte Cubières, »aber auf eine entzückende Art.«

Die Herzogin de Giſors ſprach mit Madame Briſard, die ſie wegen ihrer galanten Vergangenheit zuerſt nicht hatte empfangen wollen, dann aber wegen ihrer Liebenswürdigkeit ſchätzen lernte. Sie meinte: ſie finde ſchließlich eine kleine Schwachheit begreiflich, verſtehe aber nicht, daß eine Frau über eine gewiſſe Anzahl von Liebhabern hinausgehe.

»O, Madame,« erwiderte Madame Briſard, »ich glaubte auch jedesmal, es ſei der letzte.«

Als Lauzun in Amerika ſeine galanten Künſte an ein ſchönes junges Mädchen verſchwendete, fragte ihn dieſes: »Ihre Reden nehmen mich wunder, Herr Herzog, denn wie ich höre, ſind Sie in Frankreich verheiratet.«

»Verheiratet, wohl,« geſtand Lauzun, »aber ſo wenig, ſo wenig, daß es nicht der Rede wert iſt.«

Ein junger Kavalier hatte eine gleich wütende Leidenſchaft für Courtiſanen und für Pferde, aber doch mit einem Unterſchied.

»Die Weiber liebe ich mehr,« erklärte er, »die Pferde achte ich mehr.«

Unter Frauen ſprach man von Liebe und Freundſchaft.

»Die Freundſchaft«, definierte eine, »iſt mehr für den Tag, die Liebe für die Nacht.«

Madame Necker ſprach: »Die Frauen füllen die Zwiſchenräume der Geſelligkeit gleich den Kiſſen in den Porzellankiſten, man achtet beide für nichts, und doch ginge ohne ſie alles in Stücke.«

Ein harmloſer Gatte prahlte: »Ich glaube, es gibt in ganz Paris nur einen einzigen Ehemann, der keine Hörner aufhat.«

»Wer iſt's?« fragte ſein Weibchen voll Neugier.

Um ſeine Verachtung auszudrücken, hatte Duclos eine eigene Formel: er erklärte einen für den »zweitletzten der Menſchen«.

»Warum zweitletzten?« fragt man.

»Um niemand zu entmutigen«, ſagt er.

Eine Dame ward gefragt, wie ſie es über ſich habe bringen können, einen ſo häßlichen Mann zu heiraten.

Sie gab zur Antwort: »Liebhaber können immer ſchöne Männer ſein, aber Ehemänner ſind wie Gott will.«

Der Prince de Ligne traf eines Morgens den Galan ſeiner Frau, er lief auf ihn zu und lachte ihn aus wie toll: »Mein

Lieber,« ſagte er, »heute nacht hab ich dir Hörner aufgeſetzt!«

Ein Ehemann fand bei ſeiner Gattin — einer gar häßlichen Frau — einen Liebhaber.

»Ja, ja, Monſieur!« ſeufzte er, »wenn man nicht muß!«

Man beſprach die ſittſame Zurückgezogenheit der Mademoiſelle Fel von der Oper.

Sophie Arnould warf ein: »Trauen Sie nicht, ſie gleicht der Penelope, die nachts auflöſte, was ſie des Tags geſponnen.«

Zu Mademoiſelle Duclos, von der Comédie Française, ſagte jemand im Spaß: «Ich wette, Mademoiſelle, daß Sie Ihr Credo nicht können.«

Aber ſie nahm es ernſt: »Ich das Credo nicht können? Bitte, Monſieur: Pater noster qui es in coelis . . .«

Mademoiſelle du Thé ward unter großem Aufſehen von ihrem Liebhaber verlaſſen. Einer ihrer Freunde eilte, um nach ihr zu ſehen, und fand ſie — die Harfe ſpielend.

»Guter Gott!« rief er aus, »ich war darauf gefaßt, Sie in Verzweiflung zu finden.«

»Oh!« ſprach ſie mit Pathos, »Sie hätten mich geſtern ſehen ſollen!«

Die Guimard nannte man das Skelett der Grazien. Als ſie einmal mit Cardel, ihrem Anbeter, und mit Dauberval, ihrem Günſtling, tanzte, läſterte Sophie Arnould: »Ich meine zwei Hunde zu ſehen, die ſich um einen Knochen ſtreiten.«

»Ich habe für meinen Mann nichts mehr übrig: es widert mich an, das Weib eines Hahnreis zu ſein.«

Ein armer Teufel kam zum Sterben. Auf der einen Seite ſeines Bettes ſtand ein Prieſter, der ihm zuſprach, über die andre beugte ſich jammernd ſein junges Weib. Der Mann ſtreichelte zärtlich ihren Buſen.

Der Geiſtliche entſetzte ſich: »In dieſem Augenblick!«

»Ach, Herr Pater,« bekam er zur Antwort, »laſſen Sie mich doch Abſchied nehmen von den Freuden dieſer Welt, bevor ich zu jenen der andern übergehe!«

Madame de Coislin war todkrank. Ihre Umgebung erzählte, wenn man ſeine Gedanken recht aufmerkſam konzentriere könne man nicht ſterben.

»Wohl,« ſagte ſie, »aber ich fürchte zerſtreut zu ſein.«

Sprach's und verſchied.

Zu dem ſterbenden Lantara ſprach der Beichtiger: »Freuet Euch, mein Sohn, es wird Euch bald beſchieden werden, Gott in Ewigkeit von Angeſicht zu Angeſicht zu ſchauen.«

»O, mein Vater!« entgegnete der Maler, »immer en face und nie vom Profil?«

Dem Doktor Barthez paſſierte es einmal im Foyer der Oper, daß ihm ein übermütiges Ballettmädchen ſeine rieſige Perücke herabzerrte.

»Du Schelm!« ſchalt Sophie Arnould, »ziehſt ja Monſieur ſeine ganze Reputation über den Kopf.«

Es ſteht geſchrieben: Geben iſt ſeliger denn Nehmen.

»Ich laſſe es dahingeſtellt«, kommentiert Chamfort, »aber zweifellos iſt Geben dauerhafter als Nehmen, denn ich habe beobachtet, daß man ſich daran am längſten erinnert.«

Chamfort macht auch die Bemerkung, im Alten Teſtament heiße es immer, wenn von Gewalttaten und Verbrechen die Rede ſei: die Menſchenkinder, und wenn es ſich um Torheiten oder Schwäche handle: was vom Weibe geboren iſt.

Rivarol wurde gefragt, warum er faſt gar nicht mehr unter die Leute ginge.

»Weil ich die Frauen nicht mehr liebe und die Männer kenne!«

Ein Freund des Hauſes mühte ſich, den Papagei der Madame de X. zum Sprechen zu bringen.

»Er kann kein Wort«, erklärte Madame.

»Wie mag man nur einen Papagei halten, der nichts ſprechen kann, lehren Sie ihn doch wenigſtens: ‚Es lebe der König!'«

»Gott bewahre!« rief Madame, »daß man einen Notabeln aus ihm machte!«

Chamfort erzählt von einem Andern — vermutlich iſt er's aber ſelbſt —, der ſagte: An den perſönlichen Eigenſchaften des Königs und ſelbſt der Miniſter ſei wenig gelegen, es komme alles auf die richtige Konſtruktion der Staatsmaſchinerie an. Dann ſei es wie mit den dreſſierten Hunden, die den Bratſpieß drehen: bewegen ſie nur die Pfoten, ſo gehe die Sache ſchon, ob der Hund ſchön ſei oder häßlich, klug oder dumm — der Bratſpieß drehe ſich immer und man könne immerhin auf ein annehmbares Eſſen rechnen.

Von Beaumarchais ſagte Sophie Arnould: »Und wenn ſie ihn hängen, wird der Strick reißen.«

»Unſre Geſellſchaft beſteht aus zwei Kategorien: die einen haben mehr Eſſen als Hunger, die andern mehr Hunger als Eſſen.«

Regnault de Saint-Jean-d'Angély fragte einmal den Kardinal Maury: »Sie ſchätzen ſich alſo ſehr hoch, Monſieur?«

Und empfing zur Antwort: »Sehr niedrig, wenn ich mich allein betrachte, — ſehr hoch, wenn ich mich vergleiche.«

Hinter dem Abbé Maury war der Pöbel her und ſchrie: »Hängt ihn auf! An die Laterne!«

»Werdet ihr drum heller ſehen?« verſetzte er.

Es war ſeine Rettung.

»Nun ſind wir obdachlos!« ſagten die Männer der Feder nach der Erſtürmung der Baſtille.

Anno 1792 meinte Rivarol von den gegen Frankreich verbündeten Fürſten: »Sie ſind immer um ein Jahr, eine Armee und einen Gedanken rückſtändig.«

Ein geſcheiter Mann antwortete auf die Frage, warum er bei der Revolution von 1789 gar nicht hervorgetreten ſei: »Seit dreißig Jahren ſtudiere ich die Menſchen und fand ſie, als Individuen betrachtet, ſo nichtsnutzig, daß ich nichts von ihnen zu hoffen wagte, da ſie in Maſſen auftraten.«

Hierher gehört auch das Wort Chamforts: »Wenn man bedenkt, daß dreißig bis vierzig Jahrhunderte der Forſchung nicht weiter geführt haben, als daß die dreihundert Millionen Menſchen auf Erden dreißig meiſt unwiſſenden und einfältigen Deſpoten in die Hand gegeben ſind, von denen jeder

ſelber wieder von ein paar Schurken oder gar Dummköpfen am Gängelband geführt wird, — was ſoll man da von der Menſchheit halten, was noch von ihr erwarten?«

Der Präſident des Revolutionstribunals rief Martainville auf: »Tretet vor, citoyen de Martainville.«

Der entgegnete: »Ich heiße Martainville. Du biſt da, um mich kürzer zu machen, nicht länger!«

Einer ſtolperte auf den Stufen zum Schafott.

»Ein böſes Omen,« ſcherzte er, »ein Römer würde umkehren.«

Beurnonville prahlte im Konvent, er habe im letzten Kampfe lediglich den kleinen Finger eines Jägers verloren. Andern Tages kam an das Regiment die Meldung: Und ſelbſt dieſer kleine Finger habe ſich wieder gefunden.

Die Gräfin N. war eine ungemein ſchöne, ariſtokratiſche Erſcheinung. Während der Revolution trat ihr einmal eine Schildwache in den Weg, — ſie wies den Mann mit leichter Hand zur Seite, und er ließ ſie paſſieren.

»Das wär ein ſchöner Kopf auf eine Pikenſpitze!« ſprach er hinter ihr her.

Die Gräfin verſicherte Zeit Lebens, das ſei das ſchmeichelhafteſte Kompliment geweſen, das ſie je empfangen.

Als Madame de Stainville zum Schafott ging, verlangte ſie Schminke: »Wenn die Natur will, daß mich einen Augenblick Schwäche anwandelt, ſo ſoll die Kunſt helfen, es zu verbergen.«

Die Deviſe von anno 1792 – »Brüderlichkeit oder Tod!« – interpretierte Chamfort ſo: »Sei mein Bruder, oder ich bringe dich um!«

Zur Zeit der Emigration ſagte ein deutſches Fürſtchen zu einem Franzoſen: »Monſieur, ich gebe Ihnen vierundzwanzig Stunden Zeit, um mein Land zu verlaſſen.«

»Hoheit ſind zu gütig,« war die Antwort, »eine Viertelſtunde genügt.«

Roland de la Platière verließ am 10. November 1793, abends 6 Uhr, ſein Aſyl, ging auf der Straße von Paris bis Bourg-Beaudoin, ſetzte ſich dort, in einer Allee, unter einen Baum und durchbohrte ſich mit einem Stockdegen, den er mitgenommen hatte. Er ſtarb ſo ruhig, daß die Leute, die ihn andern Tages fanden, meinten, er ſchliefe.

Man fand bei ihm einen Zettel, auf dem ſtand: »Wer Du auch ſeiſt, der Du mich hier findeſt, achte meine Überreſte, ſie ſind die eines Mannes, der ſein ganzes Leben dem Dienſte der Menſchen geweiht hat, und der geſtorben iſt, wie er gelebt: tugendhaft und ehrenvoll. O, könnten meine Mitbürger

mildere und menſchlichere Gefühle faſſen! Das Blut, das in Strömen in meinem Vaterlande fließt, gibt mir das ein. Nicht die Angſt, ſondern die Entrüſtung hat mich aus meinem Verſteck herausgetrieben, da ich erfuhr, daß man mein Weib gemordet hat, ich wollte nicht länger auf einer ſo von Verbrechen beſudelten Erde weilen.«

»Fliehen?« rief Danton aus, »trägt man denn ſein Vaterland an den Schuhſohlen mit!« Und noch am 11. Germinal, als ſeine Freunde weiter in ihn drangen, meinte er: »Sie werden es nicht wagen.« In der ſelben Nacht ward er gefangen genommen. Ruhig und unerſchütterlich ſah er den Vorbereitungen ſeiner Hinrichtung zu und beſtieg den Henkerkarren mit einer außerordentlichen Sicherheit. Erſtaunen, Verblüffung faſt, hielt das Volk im Bann, nicht einer der üblichen Wutſchreie erſcholl auf dem ganzen Wege. Danton trug das Haupt hoch, und ſeine Blicke gingen voll Stolz über die Menge hin. An den Stufen des Blutgerüſtes ſchien es ihn zu übermannen: »O, mein geliebtes Weib!« rief er voll Schmerz, »ſo ſeh ich dich nicht mehr...« Aber hart unterbrach er ſich ſelbſt: »Keine Schwäche, Danton!« ſtieg raſch und ſicher hinauf und wandte ſich dem Nachrichter zu, der ihn aufs Brett ſchnallte. »*Ein* Riemen genügt,« ſagte er, »den andern ſchont für Robespierre!« — und ſprach mit lauter und feſter Stimme: »Wenn mein Haupt gefallen iſt, ſo zeig es dem Volke! es iſt der Mühe wert...«

Das war am 14. Germinal des Jahres II, nach unſrer Rechnung am 5. April 1794.

Anleitung, eine geräumige Wohnung um bloße 24 Francs zeitgemäß zu tapezieren: Man kauft um bare 24 Francs Mandate im Nennwert von 100 Livres, da die Mandate zur Zeit (1797) auf 35 ſtehn, erhält man für je 35 Sous einen Schein zu 100 Sous. Die Mandate nun tauſcht man gegen Aſſignaten und erhält damit Anweiſungen in der Höhe von 45000 Livres — in 9000 Zetteln, mit denen man eine Fläche von nicht weniger als 1800 Quadratfuß bedecken kann: eine echt republikaniſche, überaus billige Tapete.

Während der Revolution ließ der Adel das Wappen auf dem Wagenſchlag mit einer Wolke übermalen, unter der — in Griechiſch — die Deviſe ſtand: »Ein Windſtoß wird genügen.«

Révolution Françaiſe ergibt im Anagramm, unter Eliminierung eines »veto!«: *un corse la finira* — ein Korſe wird ſie enden.

VOM ERSTEN BIS ZUM ZWEITEN KAISERREICH



»Wie ich ihm ähnlich bin!«

Kolorierte Zeichnung von Traviès

Digitized by Google

Chateaubriand erzählt, wie er noch im Jahr 1800 über einer Haustüre die Inſchrift fand: »Hier ehrt man ſich mit dem Titel *Citoyen* und dem bürgerlichen *Du*. — Türe zu, s'il *vous* plaît.«

Eine alte Emigrantin kam auf ihrer Rückkehr an einem übel riechenden Orte vorbei.

»Ach!« rief ſie entzückt, »ach, hier riecht es nach dem Hof!«

Der Artilleriekommandant Bonaparte diktierte bei der Belagerung von Toulon einem jungen Sergeanten einen Befehl in die Feder. Sie waren eben fertig, da ſchlug in nächſter Nähe eine engliſche Granate ein und überſchüttete beide ſamt dem Brief mit einem Regen von Erde.

»Eben recht,« ſcherzte der Soldat, »ſo haben wir wenigſtens Streuſand.«

Dieſer Mut begründete das Glück des jungen Mannes.

Am Tag vor der Trauung ſtellte der Notar Roquideau ſeiner Klientin Joſephine de Beauharnais noch einmal vor: »So wollen Sie wirklich dieſen Soldaten nehmen, der nichts hat als Cape und Degen?« Bonaparte war im Zimmer nebenan und hörte jedes Wort.

Später, bei ſeiner Krönung, gewahrte er Roquideau in Mitten der Höflinge, er trat auf ihn zu und zeigte ihm

den Kaiſermantel und das Schwert Charlemagnes: »Das iſt das Cape,« ſprach er halblaut, »und das iſt der Degen.«

»Und was iſt Euere Meinung, General?« fragte Madame de Staël.

»Madame,« ſprach Bonaparte, »ich mag die Frauen nicht, die in Politik hineinreden.«

»Ihr habt im allgemeinen recht,« entgegnete Madame de Staël, »indes, in dem Lande, wo man den Frauen die Köpfe abſchnitt, iſt es natürlich, daß ſie ſich fragen, warum.«

Es war von der Pairskammer die Rede. Talleyrand beſtritt heftig ihre Nützlichkeit.

»Aber ſchließlich,« hielt man ihm entgegen, »ſchließlich finden Sie dort wenigſtens Gewiſſen.«

»O ja, viel, viel,« erwiderte Talleyrand, »Sémonville zum Beiſpiel hat deren zwei.«

Am 25. Juni 1804 wurde Georges Cadoudal mit elf ſeiner Genoſſen hingerichtet. Auf dem Wege zum Schafott ſprach er Gebete. Beim Ave Maria erreichte er die Guillotine und hielt ein bei den Worten: »Bitte für uns arme Sünder, jetzt —.« Der Prieſter ſprach ihm zu, weiter zu beten. »Jetzt und in der Stunde unſeres Abſterbens? Wozu! Jetzt iſt die Stunde!«

Man zögerte, weil man noch auf Begnadigung hoffte. Da ſprach Cadoudal, der nicht um Gnade hatte bitten wollen:

»Meſſieurs, die Sonne fängt an, mir ſehr läſtig zu werden: kommen wir zum Ende, ich bitte!« Und zum Henker: »Monſieur, man hat Ihnen wohl geſagt, daß ich als Erſter zu ſterben wünſchte. Es ziemt ſich, daß ich mit dem Beiſpiel vorangehe, wenn Sie Ihres Amtes gewaltet haben, vergeſſen Sie nicht, mein Haupt meinen Gefährten zu zeigen, damit ſie nicht glauben, ich hätte ſie überleben können.«

Als Talleyrand ſeine Frau Napoléon vorſtellte, ſagte dieſer in ſeiner üblichen Derbheit, er hoffe, daß ihr Benehmen in Zukunft ihrem neuen Rang angemeſſen ſei.

Madame de Talleyrand antwortete, ſie werde ſich befleißigen, darin ganz dem Vorbild Ihrer Majeſtät der Kaiſerin nachzueifern.

Montrond hatte als Gefangener der Engländer den Trinkſpruch eines engliſchen Kapitäns — »Ich trinke nicht auf die Franzoſen ... es ſind Schelme ohne Ausnahme!« — zu erwidern.

Er ſagte: »Und ich trinke auf die Engländer, es ſind Gentlemen ... mit Ausnahmen.«

Napoléon ſagte gern: »Als ich noch Artillerieleutnant war«, und da er einmal ein peinliches Staunen auf den Geſichtern las, verbeſſerte er ſich: »Als ich die Ehre hatte, Artillerieleutnant zu ſein ...«

Lefebvre trug zum erſtenmal ſeine Marſchallsuniform. Ein Staatsrat kam, ihm zu gratulieren. »Eine ſchöne Uniform!« ſagte er nebenbei.

»Das will ich meinen,« betonte Lefebvre, »hab ich doch fünfunddreißig Jahre daran gearbeitet!«

Zu einem Grand-Seigneur des Hofes ſagte Lefebvre: »Ihr ſeid ſtolz auf Eure Ahnen?« Und lachte: »Ich bin ſelbſt ein Ahne.«

Man erzählte ſich, wie ſehr Fouché die Menſchen verachte. »Begreiflich,« ſprach Talleyrand, »der Mann hat ſich ſtudiert.«

Monſieur d'Aigrefeuille aß gierig von der ſchwerſten Speiſe des Dîners.

Cambacérès, der ihm eine Weile zuſah, warnte ihn: »d'Aigrefeuille, Sie werden ſich den Magen verderben!«

Mit jämmerlichſter Miene ſah der Gourmand vom Teller auf und ſagte melancholiſch: »Ich weiß, Monſeigneur.«

d'Aigrefeuille wurde natürlich magenkrank. Von da an band er ſeine Serviette mit einem Trauerflor zuſammen.

»Ich habe keine hohe Meinung von dieſem Menſchen,« ſagte der Graf de X. von einem andern, »er hat noch nie Blutwurſt à la Richelieu gegeſſen und kennt nicht einmal Hammelkoteletten à la Soubise.«

Cambacérès kam zu ſpät vor den Kaiſer und entſchuldigte ſich damit, er ſei von Damen aufgehalten worden.

»Nun denn, Monſieur!« belehrte ihn der Herrſcher, »wenn man erwartet wird, ſo bittet man dieſe Damen eben, zu ihren Stöcken zu greifen und weiter zu gehen.«

In der Schlacht von Eylau raſte Davouſt vor die Front und rief: »Wer ſich feige zeigt, wird in Sibirien enden, die Tapfern ſterben hier als Leute von Ehre!«

In einer Spezialſitzung der Académie las Nodier den Artikel »Abolition« des Wörterbuches vor: »Abolition uſw.... ſprich Abolicion.«

»Dieſe letztere Bemerkung ſcheint mir unnötig,« kritiſierte Monſieur de Foretz, »denn man weiß wohl, daß t vor i wie c geſprochen wird.«

»Mein lieber Herr Kollege,« entgegnete Nodier mit ſcharfer Betonung der Pointen, »haben Sie *picié* mit meiner Unwiſſenheit und erweiſen Sie mir die *amicié*, nur die *moicié* deſſen, was Sie eben vorgebracht, zu wiederholen.«

Madame de Staël war von der Natur wenig begünſtigt, ſie hatte nur ſchöne Arme, die ſie denn auch gern zur Schau trug.

»Man muß ſein Geſicht zeigen, wo man's eben hat«, ſagte ſie.

Eine Freundin fragte Madame de Staël, ob ſie in ihren Memoiren denn auch wirklich aufrichtig ſein und insbeſondere ihre galanten Details mit aufzeichnen werde.

»Ich gebe nur ein Bruſtbild«, antwortete Madame.

Ein Maler ſollte die Trachten aller Völker malen. Seine Landsleute aber ſtellte er nackt dar mit einem Stück Stoff am Arm: der Franzoſe wechſele, ſprach er, ſein Koſtüm ſo oft, daß er nicht mitkommen könne.

Ein Ehemann ſprach von ſeinem Teſtament: »Ich ſetze meine Frau zur Alleinerbin ein, unter der Bedingung jedoch, daß ſie ſich ſofort nach Ablauf der Trauerfriſt wieder verheiratet: auf dieſe Weiſe bin ich doch ſicher, daß wenigſtens *ein* Menſch meinen Tod betrauert.«

Die Herzogin de Fleury antwortete Napoléon auf ſeine derbe Frage, ob ſie noch immer für Männer ſchwärme: »Ja, Sire, wenn ſie höflich ſind!«

Als Malet, nach der Entdeckung ſeiner Verſchwörung gegen Napoléon, bei ſeinem Verhör ⟨anno 1812⟩ vom Präſidenten gefragt wurde: »Wer ſind Ihre Komplizen?« gab er zur Antwort: »Ganz Frankreich und Sie damit, wenn ich zum Ziel gekommen wäre.«

Digitized by Google

Der Präſident ſagte: »Die Verteidigung hat das Wort!« Malet ſtand auf und entgegnete: »Herr Präſident, dies iſt eine ſeltſame Ironie. Ein Mann, der ſich zum Verteidiger der Rechte ſeines Vaterlands gemacht hat, bedarf keines Plaidoyers: er triumphiert oder ſtirbt.« Und ſetzte ſich wieder.

Man führte ihn zum Tode. Studenten kamen des Wegs. »Jünglinge,« rief er ſie an, »denket an den 29. Oktober!« Und ein Stück weiter rief er andern Vorübergehenden zu: »Mitbürger! wir fallen, aber wir ſind nicht die letzten der Römer!«

Er ſelbſt kommandierte: »Gewehr auf!« Mit Donnerſtimme: »Schlecht ſo! noch einmal Gewehr ab! — Gewehr auf! jetzt iſt's gut. — Legt an! — Feuer!« Alle fielen in den Sand, nur Malet blieb ſtehen. »Und ich? Sakrament noch einmal! Reſerve vor! Gewehr auf! Legt an! — Feuer!«

Bei einer Truppenſchau verlor Napoléon den Hut. Ein ſchlichter Leutnant griff ihn auf, und der Kaiſer ſagte, ohne den Mann anzuſehen: »Danke, Capitaine.«

»In welchem Regiment, Sire?« fragte der Jüngling und hatte ſeine Beförderung.

Napoléon kam auf einem Siegeszug durch ein elſäſſiſches Städtchen. Der Maire hatte zur Huldigung zwanzig anmutige Mädchen in weißen Kleidern aufgeſtellt. Als der

Kaiſer vor ihnen Halt machte, brachte der Maire ſeinen Witz an: »Sire! vainqueur!« rief er pathetiſch, was gleich klang mit *vingt cœurs*.

Napoléon lachte und fragte: »Wie aber, wenn ich nun unter Wegs eine Niederlage erlitten hätte und als Beſiegter gekommen wäre?«

Der Maire war nicht verlegen und ſagte: »Dann hätte es *vaincu* heißen müſſen, — ich hätte die Mädchen umgedreht.« Vaincu lautet nämlich wie vingt culs.

Die Soldaten der Diviſion Friant zeigten Kanonenfieber. Da ſchrie der General: »Habt ihr Angſt vor dem Tod? Wegen der ſechs Sous Sold, die ihr im Tag bekommet? Seht mich an: ich habe fünfzigtauſend Livres Rente. Vorwärts!«

Man entſchuldigte ſich bei Louis XVIII, daß man die mit den Adlern des Kaiſers bedeckten Teppiche in den Tuilerien noch nicht gewechſelt habe.

»Aber ganz im Gegenteil,« ſagte der neue König, »es macht mir Vergnügen, ſie unter den Füßen zu haben.

Gérard David, der Maler, der für den Tod des Königs geſtimmt hatte, ſaß unter der Reſtauration mit einer Dame beim Whiſt und machte ihr Vorwürfe, weil ſie ihren König nicht ausgeſpielt habe.

Digitized by Google



Louis Philippe

Begonnen (linke Hälfte) anno 1830, beendet (rechte Hälfte) 1848
Steinzeichnung von Honoré Daumier

Digitized by Google

»Oh,« ſcherzte ſie, »mit den Königen iſt's auch eine Sache, man weiß ja, wie Ihr damit umgeht.«

David aber habe die Karten hingeworfen und ſei auf und davon gegangen.

Als man das Pantheon wieder Kultuszwecken zugänglich machte, wollte man die Aſche Voltaires daraus verbannen.

»Laßt ihn,« beſtimmte Louis XVIII, »es iſt Strafe genug, daß er jeden Morgen die Meſſe mit anhören muß.«

Die Miniſter pflegten nunmehr in Amtstracht in den Staatsrat zu kommen, der Juſtizminiſter in ſchwarzer Seidenrobe.

Louis XVIII weilte in ſeinem Kabinett, es klopfte. Der König hörte ein Froufrou von Seide. »Biſt du's, Zoé? Herein!« rief er. ‹Zoé war der Koſename der Gräfin Cayla, der Favoritin Seiner Majeſtät.›

Die Türe ging auf — und herein kam der Juſtizminiſter, den man von da an nicht mehr anders als Robinſon nannte, »parce qu'il avait été *cru Zoé*« ‹Crusoé›.

Louis XVIII tat ſich auf ſein Latein etwas zu gut. Da gab er einmal einem frommen Edelmann auf: »He, Ihr ſeid ja ein guter Lateiner, wie überſetzt Ihr: Primus in orbe deos fecit timor?«

Ohne Zögern kam die Antwort: »Sire, das iſt nicht ſchwer: die Furcht war es vor allem, die die falſchen Götter erſchuf.«

Der König ſtutzte: »Von falſch iſt nicht die Rede.«

»Sire, es heißt deos — Plural, . . . der wahre Gott exiſtiert nur im Singular.«

Der Madame de Cayla verehrte Louis XVIII ein prächtig gebundenes Evangelienbuch, mit zahlreichen Gravüren.

In dieſem Buche, bemerkte er, werde ſie in Zeiten der Trübſal den beſten Troſt finden.

Die Schutzblätter der Gravüren beſtanden aus Tauſendfrancsnoten.

Als man Talleyrand den Tod Napoléons meldete, bemerkte er: »Eine Nachricht, kein Ereignis.«

Der Schauſpieler Huet empfing einmal auf der Szene ein koſtbares Etui aus Maroquinleder mit den königlichen Lilien. Darin waren achtzehn ſilberne Beſtecke.

Er war entzückt und rief bewegt: »Welch feine Aufmerkſamkeit: Louis XVIII ſchickt mir achtzehn Beſtecke!«

»O ja!« ſchrie Madame Gavaudan, »ſchade, daß wir nicht bei Louis XXXVI ſind!«

Als am 12. April 1824 der Graf d'Artois, von nun an Karl X, in Paris einzog, war abends im Salon Talleyrands Zuſammenkunft.

»Hat der Fürſt geſprochen?« fragte Talleyrand. Die Herren vom Gefolge hatten nichts vernommen.

»Aber er muß doch irgend etwas geſagt haben!« beharrte Talleyrand. »Beugnot,« ſprach er, »Ihr habt Grütze, geht in mein Kabinett und machet ein Wort für den Grafen.«

Beugnot nahm eine Kerze und zog ſich zurück. Zweimal kam er in den Salon, aber was er brachte, fand keinen Beifall. Das dritte Mal kam er triumphierend und rief ſchon unter der Türe: »Nichts in Frankreich hat ſich verändert, nur ein Franzoſe mehr iſt geworden.«

Andern Tags wurde der Ausſpruch gedruckt, unter dem Namen des Grafen d'Artois natürlich.

Die Frau Prinzeſſin de N. war bekannt durch ihren ſchmutzigen Geiz, ſowie durch ihre Leidenſchaft, mit einem beſtimmten Geſandtſchaftsſekretär zu tanzen.

Jemand äußerte gegenüber Monſieur de Talleyrand ſeine Bedenken über dieſe Vorliebe, da doch der junge Sekretär ſelbſt eine legitime Frau beſitze.

»Suchen Sie den Grund nicht ſo weit,« erklärte der Diplomat, »ſie iſt lediglich ſo geizig, daß ſie, um nicht die Beine ihres Gatten abzunützen, ſich der Beine eines fremden Ehemanns bedient.«

Am Sonntag, beim Verlaſſen der Kapelle, pflegte Charles X den Höflingen, die auf ſeinem Wege waren, ein paar Worte zu widmen.

Der alte Marquis de Baizecourt war einer der anhänglichſten, und da er an chroniſchem Katarrh litt, hatte Charles X

für ihn die ſtändige Frage: »Nun, Monſieur le marquis, wie geht's mit der Bronchitis?«

Einmal aber fragte er nach der Frau Marquiſe.

Baizecourt, der faſt taub war, gab die gewohnte Antwort: »Sire, bei Tag iſt ſie erträglich, — aber bei Nacht!«

Monſieur Pasquier beſuchte Royer-Collard, nachdem er den Herzogstitel bekommen hatte.

»Es hat Ihnen nichts geſchadet«, war alles, was er dazu ſagte.

Coupigny, ein Koſtgänger Talmas, war höchlich enttäuſcht, ſich in deſſen Teſtament nicht bedacht zu finden.

»Und das von einem Manne,« ſchrie er, »an deſſen Tiſch ich über zwanzig Jahre lang Mittwoch für Mittwoch gegeſſen habe!«

Bei Nodier kam Viennet an Michaud heran: »Michaud! ich habe ſoeben eine Dichtung von 3000 Verſen beendet. Was ſagen Sie dazu?«

»Daß 1500 Menſchen dazu gehören, ſie zu leſen.«

Monſieur Guizot plädierte für einen Kandidaten der Académie: »Ich geb ihm meine Stimme. Warum nicht? Er ſtellt etwas vor, er iſt überaus artig, hat keinerlei Meinung, ... ich weiß ja freilich, daß er Bücher geſchrieben hat, aber, du lieber Himmel! kein Menſch iſt vollkommen ...«

»Wie ſind Ihre politiſchen Anſichten?« wurde Méry gefragt.

»Mon dieu!« gab er zur Antwort, »das kommt drauf an, mit wem ich ſpreche.«

Man fragte Monſieur Arnault, was er denn für ein Vergnügen dran finde, einer allerdings ſehr hübſchen, aber völlig geiſtloſen Frau ſtundenlang zuzuhören.

»Zuzuhören?« ſagte er, »— zuzuſehen!«

Die Königin von England erging ſich einmal zu Eu im Garten und blieb bewundernd vor einer Frucht ſtehen. Man beeilte ſich, ſie ihr anzubieten, ſie bedurfte aber eines Meſſers, und man ging, eines zu holen.

»Nicht nötig,« griff da Louis Philippe ein, »wenn man, wie ich, ein armer Teufel geweſen iſt und mit vierzig Sous im Tag gelebt hat, hat man immer ein Meſſer im Sack.«

Sprach's und zog ein Meſſer aus der Taſche, öffnete damit die Frucht und bot ſie der Königin.

Victor Hugo ſprach von Louis Philippe: »Ganz Prinz von Geblüt, ſo lang er nur Königliche Hoheit war, ſchlichter Bourgeois von dem Tag an, da er Majeſtät geworden.«

Man ſprach gegen ein Vorhaben, das »das Geſetz vergewaltige«.

»Übertreibung!« ſprach Dupin — »das Chamäleon der Politik« — »höchſtens hebt es ihm die Röcke ein wenig hoch.«

»Sire,« ſagte einmal Dupin zum König, »in dieſer Frage werden wir niemals einig werden.«

»Es ſchien mir auch ſo, Monſieur Dupin,« erwiderte Louis Philippe, »ich wagte nur nicht, es Ihnen zu ſagen.«

Louis Philippe beſuchte Talleyrand in ſeiner letzten Stunde. Talleyrand klagte: »Oh Sire, ich leide Höllenſchmerzen!«

»Schon?« habe der König geantwortet.

Am Eingang der Bibliothek des Inſtituts ſtieß Villemain auf Leverrier, der ihn nicht grüßte, er trat auf ihn zu und fragte: »Haben Sie Lalande gekannt?«

»Nein«, ſagte Leverrier.

»Nun, Ihr Kollege Lalande, der Aſtronom, war ſehr höflich, er war äußerſt höflich.« Und kehrte ihm den Rücken.

François Génin hatte die erſten Bände eines ſeltenen Werkes ausgeliehen und vergeblich zurückgefordert, endlich ſchickte er dem Schuldner auch noch die übrigen Bände und ſchrieb dazu: »Und ſo, Monſieur, hat wenigſtens einer von uns das Werk komplett. Und zwar Sie, da Sie nicht wollen, daß ich es ſei, was mir freilich natürlicher vorgekommen wäre.«

Béranger dinierte bei dem Bankier Jacques Laffitte, einem Freunde. Wie gewöhnlich ließ er die beſten Weine vorbeigehen und hielt ſich an die Waſſerflaſche.

Seine Tiſchnachbarin wunderte ſich darüber: »Wie, Béranger! Sie, der Sänger des Rauſches, trinken nichts als Waſſer?«

»Was wollen Sie, Madame, wenn mir meine Muſe allen Wein wegtrinkt?«

Goncourt erzählt von einem vierjährigen Mädchen, dem ein Freund des Hauſes immer die Hand zu küſſen pflegte. Sobald die Kleine ihn in den Hof kommen ſah, ſprang ſie raſch hinauf, wuſch ſich im Zimmer ihrer Gouvernante mit Mandelſeife die Händchen und ſtellte ſich dann dem Herrn unter der Tür entgegen.

»Was fehlt Ihnen eigentlich?« fragte man den kranken Gérard de Nerval.

»Hitziges Fieber, ärztlich kompliziert«, war die Antwort.

Renan ſagte: »Um die Geſchichte einer Religion zu ſchreiben, iſt es nötig, nicht mehr an ſie zu glauben, jedoch an ſie geglaubt zu haben.«

Dumas kam von einem Déjeuner. Man fragte ihn, wie es geweſen war.

»Wenn ich nicht dabei geweſen wäre, hätte ich mich recht gelangweilt.«

Ein Beichtiger riet einer Frau, die ſich beklagte, daß ihr Mann ſie zu vernachläſſigen anfange: »Mein Kind, eine Frau muß immer ein bißchen Kokottenparfüm an ſich haben.«

Auf die Frage, was er von den Blauſtrümpfen halte, antwortete Auber: »Es kommt drauf an, was drinnen ſteckt.«

Die Dîners bei Madame A. waren gleich literariſchen Sitzungen, bei denen die Dame des Hauſes einem nach dem andern das Wort erteilte. Einmal entwickelte Jules Simon eine ſoziale Theorie, und Renan öffnete dabei mehrmals den Mund, als wollte er ſprechen.

Madame A. bemerkte es und ſagte: »Einen Moment, Monſieur Renan, es wird uns ſogleich ein Vergnügen ſein, Ihnen zuzuhören.«

Als Simon fertig war, fragte ſie: »Monſieur Renan, ich glaube, Sie wollten uns etwas ſagen.«

»Ich wollte nochmals um die Bohnen bitten, Madame.«

Monſieur de Morny ſagte zu Napoléon III am Vorabend des Staatsſtreiches: »So oder ſo: morgen werden Sie eine Schildwache vor dem Hauſe haben.«